

12 2. 36.



LÄNDER UND VÖLKER

1.

Heft • Januar • 1936

66. Jahrgang Neue Folge

Ständige Beilage: Bericht über auslandkundliches Schrifttum
In diesem Heft: Der ibero-amerikanische Kulturkreis

VERLAG: GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE, BERLIN



LÄNDER UND VÖLKER

Herausgegeben von der **GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE**

Berlin NW 40, Lüneburger Straße 21 / Fernruf: C 5 Hansa 5311

Postscheckkonto: Berlin 74750 / Erfüllungsort: Berlin-Mitte

66. JAHRGANG/N.F. / HEFT 1 / JANUAR 1936

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

Faupel: Zum Geleit	1
Rathke: Länderkunde und zwischenstaatlicher Rundfunkaustausch	2
Schottelius: Die Deutschen und die Entdeckung Amerikas	4
Heck: Ibero-Amerika und deutscher Zoo	7
Volhard: Die Libyenfahrt der Frobenius-Expedition	10
Lindenborn: Von deutscher Kulturarbeit im Auslande	14
Deutsche Siedlungen in der Sowjetunion	19
Die Familie Humboldt und die Hugenotten	20

QUERSCHNITTE	21
------------------------	----

DIE BRÜCKE ZUM AUSLAND

Die Lope de Vega-Feier im „Haus der Länder“	24
Der Festakt zum „Día de la Raza“ im Ibero-Amerikanischen Institut	25

ZEITSCHRIFTENLESE	27
-----------------------------	----

BÜCHERTAFEL	29
-----------------------	----

Monatsschrift für Mitglieder der Gesellschaft für Länderkunde / Einzelheft 0,50 M.

Zu beziehen durch den Verlag und bei jeder Buchhandlung

A N S C H R I F T E N D E R M I T A R B E I T E R

Dr. Ewald Volhard, Assistent im Forschungsinstitut für Kulturmorphologie, Frankfurt a. Main, Forsthausstr. 103. — Dr. L. Heck, Professor, Geheimer Rat, Berlin W 62, Budapester Str. 9. — J. W. Schottelius, Berlin W 30, Rosenheimer Str. 12. — E. Lindenborn, Studienrat, Bln.-Wilmsdorf, Walter-Flex-Str. 3. — Dr. Kurt Rathke, Leiter des internationalen Programmaustausches der Reichsrundfunk-Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg. — Frhr. v. Humboldt-Dasdolt, Exzellenz, Gesandter des Deutschen Reiches a. D., Wünsdorf b. Berlin.

VERLAG: GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE, BERLIN

Zum Geleit

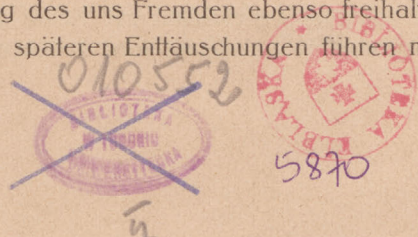
Schon im September des vergangenen Jahres hatte das von der „Gesellschaft für Volksbildung“ für Vorträge und sonstige Veranstaltungen benutzte, ursprünglich als Hugenotten-Kirche, dann vielfach anderen Zwecken dienende Gebäude in der Klosterstraße seiner nunmehrigen Verwendung entsprechend den Namen „Haus der Länder“ erhalten. Nachdem im Oktober die Umwandlung der „Gesellschaft für Volksbildung“ in die „Gesellschaft für Länderkunde“ beschlossen wurde, war es selbstverständlich, daß nun auch die bisher unter dem Titel „Volksbildung“ erscheinende Monatsschrift sich umstellen und einen der neuen Zielsetzung der Gesellschaft entsprechenden Namen und Inhalt erhalten mußte.

Die „Gesellschaft für Länderkunde“ will einmal die Kenntnis des Auslandes in Deutschland fördern. Sie will ferner dazu beitragen, daß in möglichst weiten Kreisen des Auslandes Verständnis für das heutige Deutschland erzielt wird und sie will schließlich sich der Pflege und dem Ausbau der Beziehungen zwischen den Deutschen innerhalb und außerhalb unserer Landesgrenzen widmen. Unsere von jetzt ab unter dem Namen:

LÄNDER UND VÖLKER

erscheinende Monatsschrift soll vor allem der ersten und der letzten der drei eben erwähnten Aufgaben dienen.

Der Verlust unserer Kolonien und die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Kriege hat eine starke Auslandsfremdheit bei uns zur Folge gehabt. Jetzt, nachdem Deutschland seinen Schwerpunkt in sich gefunden und durch den Führer wieder eine feste Stellung in der Welt errungen hat, können wir daran gehen, die Kenntnis fremder Länder und Völker wieder mehr zu fördern. Dabei wollen wir uns von der durch Jahrhunderte bei uns üblich gewesenen und immer noch nicht ganz überwundenen Verherrlichung und übertriebenen Wertschätzung des uns Fremden ebenso freihalten wie von einer Selbstüberhebung, die zu späteren Enttäuschungen führen muß. Damit



werden gleichzeitig die besten Vorbedingungen für das Verständnis einer gesunden und kräftigen Außenpolitik geschaffen.

Wohl kein anderes Land der Welt hat so viele Stammesbrüder außerhalb der eigenen Grenzen wie das deutsche. Viele Millionen Deutscher befinden sich teils in geschlossenen Gruppen teils einzeln verstreut im europäischen Ausland und in Übersee. Das Band zwischen ihnen und uns immer fester und stärker zu gestalten und von deutscher Tätigkeit im Auslande zu berichten, soll eine weitere Aufgabe unserer Zeitschrift sein.

Um über den Inhalt unserer Zeitschrift hinaus unseren Lesern die Möglichkeit zu geben, sich über alle in deutscher Sprache herauskommenden Neuerscheinungen auf dem Gebiet der Auslandskunde zu unterrichten, wird jedem Heft von „Länder und Völker“ eine Sonder-Beilage beigelegt werden. Von sachkundiger Seite bearbeitet soll sie in regelmäßigem Wechsel einen Überblick über das gesamte, bestimmte Kulturkreise umfassende deutsche Schrifttum bieten und so als Hilfsmittel zu weiteren Studien dienen.

Faupel,
Generalmajor a. D.

Kurt Rathke:

Länderkunde und zwischenstaatlicher Rundfunkaustausch

Die Kenntnis der Länder und der Völker ist gerade in der allerneuesten Zeit immer mehr zur unentbehrlichen Grundlage jedes über einen begrenzten persönlichen Horizont hinausstrebenden Denkens geworden. Nicht nur für den Staatsmann, den Wirtschaftler großen Formates, den Künstler internationaler Geltung, sondern auch für jeden, der sich mit dem Geschehen auf dieser Erde in irgendeiner Form philosophisch, künstlerisch, politisch, wirtschaftlich oder sonst wie näher befassen will. Das Wissen um die tatsächliche Verschiedenheit der menschlichen Rassen (und innerhalb der Rassen wiederum der einzelnen Völker) ist an sich keineswegs neu. Aber erst im Verlauf der Entwicklung der letzten Jahre ist die Erkenntnis ganz weniger Großer früherer Zeiten zu einer tiefen und klaren Erkenntnis geworden, die allmählich in breiteren Schichten Wurzeln zu schlagen beginnt und sich kraft ihrer natürlichen Richtigkeit mit der Zeit überall durchsetzen wird. Man hat von jeher Eiche und Palme im Begriff „Baum“, Franzosen, Spanier, Italiener usw. im Begriff „Romanen“ und Germanen, Romanen, Slawen usw. im Begriff „Mensch“ zusammengefaßt. Aber daß jedes dieser Völker und Rassen ganz besonders geographische, klimatische, also physiologische und damit seine kulturellen psychologischen Bedingtheiten hat

und es, sofern durch langdauernde Bodenständigkeit wertvolle Eigenart entstanden ist, Daseinsberechtigung besitzt, und daß es, um mit den anderen Völkern auf der Erde verträglich leben zu können, sich sowohl seiner eigenen Wesensart wie der seiner Nachbarn voll bewußt sein muß, ist — unbestritten einiger im wesentlichen theoretischer Erörterungen älteren Datums — in seiner ungeheueren praktischen Bedeutung erst in den letzten Jahren voll erkannt worden.

Um nur die beiden Extreme zu nennen: Die lange währende Zeit der absoluten Dynastien kannte derartige Probleme nicht — wie wäre sonst die Politik eines Karl V. und sogar noch eines Napoleon zu erklären! — und das aus Reaktion auf den meist sehr selbstsüchtigen Absolutismus der Fürsten entstandene „Humanitätsideal“ des Liberalismus, das zur Bildung einer Reihe von Demokratien führte, und das, so gut es ursprünglich gemeint war, notwendigerweise in einem flachen, jeder Idealität baren, dafür um so schrankenloseren individualistischen „Wohlstandsideal“ versanden mußte, weil es die realen Grundlagen der Verschiedenheit der Völker vergaß: diese beiden Erscheinungsformen in der Geschichte der Menschheit konnten den natürlichen Forderungen der Völker niemals gerecht werden. Nicht die Aufstellung eines Menschheitsideals führt zum Glück der Völker, nicht die ständige Wiederholung einer solchen Phrase, sondern eine intensive mit Achtung verbundene Beschäftigung mit den Eigenheiten der anderen, mit ihrer Musik, ihrer Architektur, ihrer Literatur, kurz ihrer Kultur überhaupt.

Der Franzose ist herzlich erfreut über eine ganz bestimmte Art von Humor, der Schwede genießt eine andere Art des Witzes; einige Völker finden eine gewisse Art von Operette reizend, andere sind hingerissen von einem bestimmten Operntyp. Wir bewegen uns nicht auf völligem Neuland. Der Geschmack der Völker ist bekannt, aber überall gibt es immer wieder Neues. Die Zeit schreitet fort, alles entwickelt sich. Man kennt sich doch immer noch viel zu wenig, man muß in ständiger Berührung bleiben, um zu wissen, was der andere tut, wie er denkt, wie er singt und spielt.

Presse, Film, Theater, Rundfunk stehen in diesem Dienst. Der Rundfunk, als die jüngste Großmacht, verdient dabei eine ganz besondere Beachtung.

Seit Jahren ist der „Internationale Programmaustausch“ der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft bestrebt, alles, was in Deutschland geschieht, an Wichtigem gesagt, gespielt und gesungen wird, dem Ausland zu vermitteln, und alles, was die Völker der Erde an großen kulturellen Schöpfungen ihr Eigen nennen, den deutschen Rundfunkhörern näher zu bringen. Laufend finden telephonische Besprechungen, telegraphische und briefliche Mitteilungen der leitenden Persönlichkeiten der Rundfunkgesellschaften der Länder untereinander statt, die das Ziel verfolgen, ihren Hörern das zu geben, was ein Land an Dingen zu bieten hat, die typisch und wert sind, einem anderen Lande übermittelt zu werden. Daß diese Arbeit im Bewußtsein voller kultureller Verantwortung geleistet wird, braucht nicht besonders betont zu werden, da ja jede Übertragung, die nicht ihren Zweck erfüllt, eine Schädigung ihrer eigenen Aufgabe bedeuten würde. Der unausgesprochene Leitgedanke jeder dieser Übertragungen ist: „Dem eigenen Volke dienen und das andere verstehen.“

Der Internationale Programmaustausch erstreckt sich über 50 Länder. Täglich wandert über Rundfunkkabel (innerhalb Europas) und über die Kurzwelle (nach Übersee) kulturelles Gut aller Länder in alle Länder. Südfranzösische Volksmusik ertönt unmittelbar von Marseille kommend im Programm der Reichsfender Stuttgart, Königsberg oder

Hamburg; isländische, finnische, irische Volksweisen hört man in den Reichsendern München, Köln, Breslau usw.; aus Washington läßt man sich unterrichten über das, was in Nordamerika vor sich geht, und die Stimme Südamerikas, Argentinien, Brasiliens, Chiles, Uruguays usw., erreicht uns über weite Entfernung hinweg in rhythmischen Tangos, herrlichen Liedern und alten schwermütig-wilden Gauchweisen. Lebendige Vorstellungen werden in uns wach: London, Rom, Paris, Helsingfors, New York, Buenos Aires, Rio de Janeiro — die Welt! Ebenso gehen jeden Tag aus allen Teilen Deutschlands Werke deutscher Künstler, Sportmeldungen, Berichte über das heutige Deutschland, Vorträge führender Männer mit einer Unmittelbarkeit, die durch nichts überboten werden kann, an die Hörer des ganzen Erdballs. Das Wunder der elektrischen Welle offenbart sich im Rundfunk in einer vorher nie erlebten Weise. In Bruchteilen von Sekunden, praktisch also gleichzeitig, hört man die Rede unseres Führers in Batavia, Montevideo, Sydney und Tokio. Aber es ist nicht nur die ungeheure außerordentliche Unmittelbarkeit, das gelöste Problem der akustischen Überbrückung weitester Entfernungen, die Gleichzeitigkeit (die den Rundfunk zu einem politischen Machtfaktor hat werden lassen), es ist vor allem auch die Möglichkeit, kulturelle Geschehnisse eines Landes den Bewohnern ferner Länder in unverfälschter Eigenart zu übermitteln, die den Rundfunk zu einer kulturellen Macht allerersten Ranges gemacht hat. Zeitliche und kulturelle Unmittelbarkeit gibt dem Rundfunk sein besonderes Gepräge. Gerade diese Eigenschaften befähigen ihn wie keine andere moderne Errungenschaft im internationalen Austausch der Gedanken, Meinungen, Kenntnis von Sitten und Gebräuchen, kurz der Kulturen der beste und erfolgreichste Mittler zu sein. Man mag über den Charakter eines Landes denken oder schreiben, wieman will, man mag so oder so beeinflusst sein — in dem Augenblick, wo die Lieder, die Stimmen dieses Landes erkönen, fühlt und weiß man, wie dieses Land ist. Stimmen und Klänge wirken besonders stark auf den Hörer, gehen unmittelbar in sein Gemüt ein.

Das hohe Ziel der Völkerverständigung ist keine romantische Angelegenheit und kein Nebelgebilde mehr, seit es einen Rundfunk gibt, der über die Grenzen der Völker hinausdringt und unablässig dazu beiträgt, durch gegenseitiges Sichkennenlernen die Grundlage für eine stets wachsende Achtung der Völker untereinander und damit zum Frieden zu schaffen.

J. W. Schottelius:

Die Deutschen und die Entdeckung Amerikas

Nachdem Papst Alexander VI. im Jahre 1493 die neuentdeckten Länder über See an die Könige von Spanien und Portugal verschenkt hatte, hatten die Deutschen, die Franzosen und die Engländer zunächst das Nachsehen. England und Frankreich traten mit Spanien in Nordamerika bald in Wettbewerb. Deutschland ging bei dieser ersten großen Verteilung der Welt leer aus. Und doch ist der deutsche Anteil an der amerikanischen Entdeckungsgeschichte gar nicht so gering gewesen. Der neue Erdteil bekam bekanntlich seinen Namen nicht von seinem Entdecker Columbus sondern von dem

spanischen Reichssteuermann und Kartenzeichner Amerigo Vespucci, einem geborenen Florentiner. Der aber, der ihm diesen Namen gab, war ein Deutscher, der Humanist Martin Waldseemüller oder Hylacomilus aus Freiburg im Breisgau. Auch sonst haben deutsche Kosmographen, besonders der Nürnberger Schule, keinen unbedeutenden Einfluß auf die kartenmäßige Aufzeichnung der Inseln, Küsten und Städte der neuen Welt gehabt. Der älteste Plan der Stadt Mexiko geht zwar auf einen Spanier zurück, befindet sich aber in einer in Nürnberg gedruckten lateinischen Ausgabe der Briefe des Ferdinand Cortez an den König von Spanien. Dieser spanische König, unter dessen Regierung die umfangreichsten Eroberungen in Amerika gemacht wurden, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, war zwar kein Deutscher, hat aber doch als Karl V. 37 Jahre lang die Krone des römisch-deutschen Reiches getragen. Der große deutsche Maler Dürer war Zeuge, als ihm die Gesandten des Ferdinand Cortez in Brüssel die Wunderdinge aus dem „neuen gulden Land“ (Mexiko) überreichten: „ein ganz goldene Sonnen, desgleichen ein ganz silbern Mond, desgleichen von allerlei Waffen, seltsamer Kleidung, Bettgewand . . .“ Dürer beschreibt sie in seinem Tagebuch der Reise in die Niederlande, sagt, er habe sich verwundert, „der subtilen Ingenia der Menschen in fremden Landen“ und schätzt ihren Wert auf hunderttausend Gulden.

Ein anderer deutscher Künstler, Christoph Weiditz, hat Cortez 1529 in Spanien porträtiert. Von Weiditz' Hand stammt eine prachtvolle Denkmünze mit dem Bilde des Eroberers und eine Skizze in einem der besten Trachtenbücher der Frührenaissance, das der Künstler als Ausbeute seiner spanischen Reise mit heimbrachte. In diesem Trachtenbuch sind auch erstmalig Indianer abgebildet und eine sehr anschauliche Szene aus dem eigenartigen mexikanischen Ballspiel, bei dem der Ball nur mit dem Gefäß aufgefangen und fortgeschleudert werden durfte.

Nach einem Bericht des berühmten Spaniers Las Casas hat übrigens Karl V. schon einige Jahre früher, als die erste unbestimmte Kunde von der Entdeckung Mexikos nach den Niederlanden kam, den Admiral von Flandern mit diesem, damals Neuspanien genannten Lande befehlt. Der Admiral rüstete fünf Schiffe mit den holländischen Vandleuten aus, und nur die schnelle Eroberung des Cortez hat es verhindert, daß die erste Besiedlung Mexikos durch diese niederländischen Bauern erfolgte, also durch Menschen eines niederdeutschen Stammes, der damals noch zum gemeinsamen großen Vaterlande gehörte. Als Cortez den Kaiser um die Entsendung sittenreiner Mönche zur Bekehrung der Azteken bat, waren es niederländische Franziskaner, die als erste dem Rufe folgten. Der bedeutendste von ihnen, Bruder Peter von Gent, betätigte sich als Baumeister; mehr als hundert Kirchen und Bethäuser und mehrere Krankenhäuser sind unter seiner Leitung in Mexiko erbaut. Er unterwies die Indianer nicht nur in der Glaubenslehre sondern auch in der Pflege der bildenden Künste und in der Tonkunst. Als er hochbetagt 1572 starb, nannte man ihn den Vater der Indianer. Immer ist er gegen ihre Verklawung und Unterdrückung aufgetreten; in einem Brief an den Kaiser schreibt er einmal: „Die armen Verlassenen sind so gut wie Sie mit dem kostbaren Blute des Heilandes erkaufte; strenge Rechenenschaft wird von Ihnen und den Anderen gefordert werden, wenn Sie diesen Armen nicht nach Kräften helfen.“

Aber nicht nur in Mexiko, auch in den anderen amerikanischen Ländern lassen sich früh die Spuren deutscher Auswanderer feststellen.

Im Inkareich taucht bald nach der Eroberung 1534 ein deutscher Mönch, namens Jodocus Reich, auf. Er erwarb in Quito, wie aus den Niederschriften des dortigen Stadtrats hervorgeht, die Grundstücke für die erste Niederlassung der Franziskaner und hat dieser später lange Jahre als Leiter vorgestanden. In dem dritten altindianischen Kulturgebiet, im sagenberühmten Land des Dorado sind Deutsche sogar als Eroberer mit den Spaniern in Wettbewerb getreten.

Die Welfen hatten 1528 vom Kaiser zusammen mit den Ehingern das Recht auf Einrichtung einer Kolonie in Venezuela erworben und bis 1556 haben mehrere deutsche Statthalter im Auftrage des Augsburger Handelshauses über Venezuela geboten, von denen Georg Hohermuth von Speyer und Philipp von Hutten die Bedeutendsten waren. Zwei Städte wurden an der Küste gegründet, von deren Faktoreien aus, gestützt auf eigene Kontore auf Santo Domingo und in Sevilla die Ausbeute der Balsamfabrikation, der Perlenfischerei und die Schätze des goldreichen Hinterlandes ihren Weg in die deutsche Heimat nehmen sollten. Das Hinterland selbst suchte man auf fünf kühnen Entdeckungszügen zu erschließen. 1529 kam Alfinger an den Magdalenenstrom, 1530 betrat er als erster Neugranada. Wunderbare Erzählungen von den unermesslichen Schätzen eines Sees, in den der König des Landes ganz in Gold gekleidet — darum von den Spaniern *el dorado* genannt — in den Vollmondnächten goldene Weihgaben senken ließ, lockten weiter nach Südwesten, ins unwegsame Gebirge. So unternahm der Ulmer Federmann, der entschlossenste und gewandteste Feldherr der Welfen, 1539 den abenteuerlichen Zug auf die Hochfläche von Bogotá, kam aber ein halbes Jahr zu spät, als der Spanier Quesada das Chibchareich bereits unterworfen hatte. Glücklicher hatte er von einem früheren Unternehmen in die Gegend von Itabana 70 000 Dukaten in die Heimat gebracht. So ist ein kleiner Teil des goldenen Segens aus dem indianischen Land auch nach Deutschland geflossen. Auch sonst darf die Bedeutung des welferischen Unternehmens nicht unterschätzt werden. Noch heute bezeugt eine Inschrift in Augsburg, wo das erste deutsche Schiffahrts- und Handelskontor gestanden hat, das eigene Schiffe nach Amerika sandte, und die Erzählungen der Heimgekehrten, die „Zeitung aus India“ des Philipp von Hutten und die „Indianische Historia“ Federmanns werden das ihre getan haben, die deutsche Jugend des 16. Jahrhunderts für die Amerikafahrt zu begeistern.

Eine der bedeutsamsten Bestimmungen des Vertrages, den Karl V. als spanischer König mit den Welfen schloß, ist wohl die diesen auferlegte Verpflichtung, deutsche Bergleute mit nach Amerika zu nehmen. Um deutsche, besonders sächsische Bergleute haben Karl V. und seine Nachfolger sich auch sonst bemüht. Als die reichen Gold- und Silberminen in Mexiko und später in Peru entdeckt wurden, hat man immer wieder deutsche Bergleute nach drüben gezogen. Die spanischen Bergwerksordnungen für die Kolonien knüpften an die Grundsätze des Freiburger Bergrechts an.

Auch in den La-Plata-Ländern und in den portugiesischen Siedlungen in Brasilien haben Deutsche gelitten und gestritten. Der erste Geschichtschreiber der La-Plata-Länder war ein Deutscher namens Ulrich Schmidl, der im Jahre 1534 mit 2500 Spaniern und 500 Deutschen, Niederländern und Sachsen unter dem Hauptmann Don Pedro Mendoza Dienst nahm. Sein Buch ist nach vierhundert Jahren von einem Deutsch-Argentinier, Max Tepp, in Buenos Aires neu herausgegeben.

Die kriegerischen Taten dieser Männer sind allerdings für Amerika und Deutschland von geringer Bedeutung gewesen, die Pioniertätigkeit der Mönche und Bergleute aber hat zur Erschließung und zum Aufbau der neuen Welt auf europäischer Grundlage wesentlich mitgeholfen. Sie sind die wichtigen Vorläufer der zahllosen Deutschen gewesen, die als Wissenschaftler im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert berufen waren, eine wichtige Rolle im Leben der Spanisch-amerikanischen Länder zu spielen und deren vielseitige Wirksamkeit in dem Ruhm, den man dem glanzvollen Namen des großen Alexander von Humboldt verschwenderisch spendete, die Anerkennung der Welt gefunden hat.

L. Heck:

Ibero-Amerika und deutscher Zoo

Beide haben wenig miteinander zu tun oder wenigstens bis jetzt zu tun gehabt. Das kann aber anders werden. Erfreuen wir uns doch der besten freundschaftlichen Beziehungen zu Ibero-Amerika: eine der erfreulichsten Seiten unserer immer noch so schwierigen Außenpolitik, die trotz aller Ehrlichkeit und Friedfertigkeit immer noch mit der Weltkriegslüge und deren widernatürlichem Sprößling von Versailles zu kämpfen hat.

Im regelmäßigen, gewerbsmäßigen Tierhandel spielt allerdings Mittel- und Südamerika eine geringe Rolle, mit Ausnahme höchstens von Südbrasilien und Argentinien, gegen Afrika und Indien, die die größten Schau- und Wertstücke: Elefanten, Nashörner, Flusspferde, Zebras, Antilopen, Löwen, Tiger liefern. Wissenschaftlich aber, für die eingehenderen Tierkundigen und ernstere Tierfreunde, ist gerade deswegen Ibero-Amerika von um so größerer Wichtigkeit, weil sich viele, zu großem Teil bis jetzt unerfüllte Wünsche dorthin richten.

Wie schwer hält es manchmal, in ihrem Vaterlande ganz gemeine Tiere zu erhalten. Das ist eine der merkwürdigsten Erfahrungen meines langen Tiergärtnerlebens. Wieviele Briefe habe ich schreiben müssen an alle deutschstämmigen Südamerikaner, die ich irgend erreichen konnte, um den einförmig dunkel gefärbten, braungrau gesprenkelten wilden Stammvater unseres Meerschweinchens, drüben *Aperoa*, *Cuy* genannt, das dort unter jedem Grasbusch sitzt, zu erhalten! Im Tierhandel kam es gar nicht vor, in keinem Zoo war es zu sehen, und Alfred Nehring, dem ausgezeichneten, leider so früh verstorbenen Zoologen der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule, habe ich wohl eine der größten Freuden seines Lebens bereitet, als ich schließlich mit Hilfe einer Deutschen aus Rosario das Tierchen anschaffte. Durch Mumienfunde aus den Inkagräbern von Peru hatte es damals ganz besonderes Interesse, und die Kreuzungen mit Hausmeerschweinchen hatten auch ihre Bedeutung.

Das gegen zwei Meter lange Riesengürteltier, den *Tatu careta*, anzuschaffen, ist mir aber nicht gelungen, trotz aller Bemühungen und trotzdem ich mehrmals nahe daran

war. Jetzt hat diese Seltenheit und Sehenswürdigkeit ersten Ranges meinem Sohn und Nachfolger die rührige Tiergroßhandlung Ruhe-Alfeld geliefert, und wir können es auf den ersten Fotos nach dem Leben zeigen mit seinen fürchterlichen Grabklauen an den Vorderfüßen und den geradezu elefantenartig wirkenden Hinterbeinen, auf denen es sich aufrichten kann.

Und bis heute noch ist dem Berliner Zoo ein unerfüllter Wunsch geblieben, einer der prachtvollsten Großvögel, die es überhaupt auf der ganzen Erde gibt: das Pfauentruthuhn von Guatemala und Honduras, so genannt, weil es auf seinem purpur- und bronzeschillernden Gefieder annähernd ähnliche Zeichnungen hat wie der eigentliche Pfau; der nackte Hals und Kopf ist aber blau gefärbt mit orangeroten Warzen. Ein Paar dieser herrlichen Vögel würde das Glanzstück sein für die reichhaltige Fasanerie im Berliner Zoo. Dank freundlichem Interesse an maßgebenden Stellen haben wir jetzt Hoffnung, endlich auch das Pfauentruthuhn zu erhalten. Eine wagemutige junge Zoologin wird Mittelamerika bereisen und von amtlicher Seite in ihrer Sammeltätigkeit unterstützt werden.

Die beiden Großkatzenarten der Neuen Welt, der einfarbige, schlanke, gestreckte Puma oder Rugar (leon) und der gefleckte, schwere, untergesetzte Jaguar (tigre, onza) werden ja aus Südamerika in den Handel gebracht, weil sie sozusagen zum eisernen Bestande jedes Raubtierhauses gehören. Aber wann sieht man einmal das ebenso einfarbige zwerghafte Gegenstück zum Puma, das in zwei Farbentönen auftritt: hellrot als Cyra und dunkelbraun als Jaguarund? Eher schon trifft man die kleinen gefleckten Verwandten des Jaguars, die Ozelots, Tigerkatzen (gato onza), deren Felle ich jetzt so oft zu Damenmänteln verarbeitet sehe. Mit Wehmut und Unmut zugleich! Aber heutzutage muß wohl nachgerade alles dran glauben, was überhaupt Haare auf dem Leibe hat.

Von hundartigen Raubtieren hilft der graue Azarasuchs, wissenschaftlich so genannt nach dem Südamerikaforscher Azara (im Volke heißt er wohl Agonarachay), gewöhnlich die kleinen Tierkäfige unserer zoologischen Gärten füllen; aber welcher geographischen Unterart im engeren Sinne das einzelne Stück angehört und welcher neuere und neueste wissenschaftliche Name ihm daher zukommt, das ist allermeist gar nicht zu bestimmen, weil man bei den Handelsexemplaren nur selten erfahren kann, woher sie des näheren kommen. Stücke mit genauem Fundort haben daher immer noch besonderes Interesse.

Ähnlich steht es mit dem langschwänzigen sogenannten Nasenbären (Coati), der in den verschiedensten Farbenshattierungen von graugelb bis braunschwarz vorkommt. Ganz gewiß je nach seiner verschiedenen geographischen Herkunft. Es gibt aber im nördlichen Andengebiet auch einen wirklichen kleinen Bären, der nach seiner hellen Gesichtszeichnung bei sonst dunklem Fell „Brillenbär“ genannt wird. Das ist eine Seltenheit ersten Ranges: ich habe ihn nur einmal in meinen jungen Jahren im Frankfurter Zoo gesehen, wo einer lange lebte.

Nur einmal in meinem Leben habe ich ferner den kleinen, nur rattengroßen Zwergameisenfresser gesehen und in Pflege gehabt, der sich an seinem langen Wickelschwanz aufhängen kann. Das kann auch die größere und häufigere Tamandua-Art; die

größte dagegen hat einen langbehaarten Fahnen Schweif und heißt danach *Tamandua bandeiro*.

Schließlich die großen Huftiere: wesentliche Bestandteile jedes zoologischen Gartens! Dazu liefert Mittel- und Südamerika neben dem Lama und seiner wilden Stammform, dem Guanaco, nur den Capir, die Ante; mit seinen Hirschen steht es weit zurück hinter den vielfältigen und imponierenden Formen der Alten Welt und auch Nordamerikas. Dagegen hat Südamerika den interessanten Vorzug, den kleinsten Hirsch der Welt zu besitzen, den chilenischen Pudu; nur hasengroß, mit kurzem, einfachem Spießgeweihchen. Ein solches tragen auch die größeren danach genannten Spießhirsche (*venado* oder *veado*), die im Tierhandel nicht selten vorkommen! Dagegen ist eine große Seltenheit der mittelgroße Sumpfhirsch mit stark verästeltem Geweih, von Farbe rot mit schwarzen Beinen, der mit dem ebenso gefärbten und ebenso langbeinigen Mähnenwolf (*Guará*) verwechselt werden kann, wenn er in dem neuerdings so vielgenannten Gran Chaco flüchtig dahinjagt. Ebenso selten kommt der kleine gelbe Pampashirsch (*Suazu-y*) zu uns, der Vock kräftig nach warmen Zwiebeln riechend und der einzige Hirsch, der nicht im Wald, sondern draußen auf den Pampas lebt. Das ist aber vielleicht sein Verderben; denn je mehr Drahtzäune da gezogen werden, desto weniger wird er. In ganz Mittel- und Südamerika verbreiten sich schließlich in verschiedenen geographisch enger begrenzten Unterarten die kleineren Gegenstücke zu dem großen nordamerikanischen Virginiahirsch mit niedrigem, erst nach außen und hinten, dann nach innen und vorn gebogenem Geweih. Wenn man die genaue Herkunft kennt, haben sie wissenschaftliches Interesse.

Solches ganz besonderer Art, das möchte ich hier noch anfügen, hat für mich ein weißes, schlicht und seidig behaartes, zur Zeit im Berliner Zoo lebendes Weibchen vom peruanischen Alpaka, dem für gewöhnlich wollig behaarten „Wollschaf“ aus der Inkazeit (die dritte Form lamaartiger Tiere), das offenbar in seiner Heimat immer seltener wird, weil angesichts der hochentwickelten Schafzucht der ganzen Welt „Alpakawolle“ heute gar keine Rolle mehr spielt. Ich möchte wissen, ob solche seidenhaarige Alpakas, die ich den Angoraziegen vergleichen möchte, öfter vorkommen. Immer seidenhaarig ist das vierte lamaartige Tier, die Vicuña, die nur wild vorkommt; früher häufig im zoologischen Garten, heute kaum mehr irgendwo zu sehen!

Wenn ich hier noch einen ornithologischen Wunschzettel schreiben wollte, würde ich kein Ende finden; nur die prächtigen Haubenadler möchte ich noch nennen, an ihrer Spitze die gewaltige Harpyie.

Wenn aber ein Ibero-Amerikaner, sei er nun deutschstämmig oder nicht, dem Gedankem näherzutreten möchte, für den Berliner Zoo gelegentlich etwas zu tun, so darf er sicher sein, daß das gebührend gedankt und gebührend wissenschaftlich ausgewertet wird. Mit Freuden schreiben wir dann ausführliche Wunschzettel nebst praktischen Gebrauchsanweisungen.

Ewald Volhard:

Die Libyenfahrt der Frobenius-Expedition

I. Teil: Vom Niltal zum Abu Balas

Bis vor kurzem mußte man noch mit einem erheblichen Umweg von Luxor aus auf den Schwellen der Eisenbahn entlangfahren, wollte man mit dem Auto aus dem Niltal in die Oase Kharga gelangen. Vor etwa drei Jahren jedoch wurde eine uralte, schon den Römern bekannte Zufahrt wiederentdeckt, die bereits 17 km vor Assiut, von wo die Straße nilaufwärts mehr und mehr nach Osten drängt, direkt südlich abbiegt und Kharga schon nach etwa 250 km erreicht. Eine kleine Biegung des Weges nur und mit unerwarteter Plötzlichkeit sind wir aus der fruchtbaren und vegetationsreichen Nillandschaft heraus und mitten in der Wüste.

Schon das Wort „Wüste“ hat einen erregend geheimnisvollen Klang von melancholischer Einförmigkeit und Weite, von glühend ausgedorrter Unendlichkeit. Rascher geht dem Keuling der Atem, der zum erstenmal die Wüste als Wirklichkeit erlebt. Vielleicht ist der Eindruck weniger stark, wenn er durch Übergänge vorbereitet wurde, durch ein längeres Fahren im Steppenvorland zum Beispiel. Hier aber, auf dem Weg nach Kharga verschwindet mit einem Schlag alles Gewohnte, wenn die letzten Häuser, die langgestreckten Kasernen der Militärstation verlassen sind, hinter denen die bisher leidlich gepflegte Straße aufhört.

Der weitere Weg ist nur noch durch Steinhäufen oder auch Steineinfassungen gekennzeichnet. Nur selten sind die Räderspuren, Zeichen gelegentlicher Benutzung der Strecke, völlig vom Sand verweht. Weiße Kamel skelette glänzen häufig neben der Straße in der Sonne, die letzten Überbleibsel früherer Karawanen. Sonst aber deutet nichts, so weit man auch sieht, auf Menschen und Menschenwerk.

In leicht hügeligem Gelände überall Sand und Steine. Es ist im allgemeinen gut zu fahren, da der Boden meist fest ist. Einige Male kommen aber doch kurvenreiche Aufstiege in starken Sandverwehungen. Wenn man sie nicht beim ersten Anlauf schafft, so sucht man mit dem letzten Schwung wieder herunterzukommen, um es von neuem zu versuchen. Trotzdem kommt es vor, daß man stecken bleibt, daß sich die Räder festfahren und der Wagen erst mit mehr oder weniger Mühe wieder flott gemacht werden kann. Niemals darf daher in diesen Gebieten ein Wagen allein fahren.

Wir waren zwei Fordwagen und drei Personen unter Führung des Expeditionsleiters Dr. Rhotert. Wir hatten uns in Kairo länger aufhalten müssen als der Haupttrupp, der, von Geheimrat Frobenius selbst geführt, bereits acht Tage vor uns mit zwölf Personen und sechs Wagen zu der großen Oasenfahrt gestartet war. Während wir als Nachzügler den direkten Weg gewählt hatten, war der Haupttrupp durch die sämtlichen Oasen des Gebiets, durch Sida, Baharia, Farafra, Dachla usw. nach Kharga gefahren, wo er uns zu der großen Wüstendurchquerung erwarten sollte.

Es wurde gerade dunkel, als wir beim Tapsapaf, der einzigen Einfahrt in die beträchtlich tiefer liegende Depression des Oasengebiets ankamen. An einer sehr steil abfallenden Wand zieht sich hier ein schmaler Pfad in scharfen Kurven durch Felsen und Geröllhaufen entlang, den wir vorsichtig im ersten Gang herunterkletterten. Drunten wurde es wieder eben, und

bald tauchten im Scheinwerferlicht vor uns Häuser, Menschen und einige Bänne auf, wir waren wieder in bewohntem Gebiet.

Gewiß, auch der Bazar in Kairo wirkt phantastisch auf den, der zum erstenmal aus Europa in den Orient kommt. Die aufgeregten Händler in ihren überladenen Buden mit den unwahrscheinlichsten Waren, das bunte Treiben auf den Gassen und das dichte Gewimmel fremdartiger Aushängeschilder über der Straße, die seltsamen Typen und überhaupt das ganze orientalische Leben ist sicher eindrucksvoll. Aber der unechte, von Fremden und ihnen zuliebe erborgte Glanz ist nicht zu übersehen und wirkt leicht peinlich.

Wie ganz anders war demgegenüber unsere erste Nachtfahrt durch Kharga! Hier waren wir wirklich in der Welt von 1001 Nacht. Wir hatten uns am Ortseingang doch noch verfahren und kamen so durch die engsten und winkligsten Gassen und Gäßchen. Bizarr geformte Lehmhäuser und Lehmmauern leuchteten weiß vor den dichten dunklen Palmenwäldern. Alles war unregelmäßig und eigenwillig. Die durch das Material bedingten weichen Konturen der Häuser ließen sie schmiegsamer und belebter erscheinen, als die eckigen und scharfkantigen Bauten unserer Zone, und gespenstisch gleich einer Mondlandschaft wirkten die geschlossenen Bilder, die unsere Scheinwerfer aus der Dunkelheit herauschnitten.

Es gab nur wenig Menschen auf den Straßen, die wir nach dem Kasthaus fragen konnten, aber schließlich fanden wir es doch. Am Rande des Orts lag das einstöckige quadratische Haus, vor dessen Eingangstür wir vorfuhr. Sie ging zu ebener Erde direkt in die Diele, die zugleich Wohn- und Schlafraum war und um die herum die vier Schlafzimmer lagen. Ein Teil unserer Kameraden war verabredungsgemäß bereits zur Stelle und mit Whisky, Wein und einem vorzüglichen Abendessen wurde das Wiedersehen vergnügt gefeiert. Von der Oasenfahrt und ihren mancherlei Schwierigkeiten und Zwischenfällen war viel zu erzählen und mehr noch war für die Zukunft zu besprechen.

Denn Kharga war der letzte besiedelte Stützpunkt, bevor wir auf mehrere Wochen ganz in der Einsamkeit der Wüste untertauchten. Da war für alles vorzusehen, was unterwegs gebraucht werden würde, an erster Stelle für Benzin und Wasser. Wir mußten davon so viel mitnehmen, daß wir unter allen Umständen arbeitsfähig blieben, auch dann, wenn wir uns etwa verfahren oder wenn wir durch unerwartete Funde länger als geplant aufgehalten werden sollten. Es stellte sich heraus, daß unsere acht Fordwagen allein für die gewaltige Strecke nicht genug schleppen konnten, so daß für den ersten Weg noch zwei Lastwagen hinzugemietet wurden, die einem stark negroiden Händler des Orts gehörten.

An zweiter Stelle kamen die Nahrungsmittel, von denen wir so viel wie möglich von daheim mitgebracht hatten, um Devisen zu sparen. Ein großes Sortieren und Umpacken begann, da wir uns gewichtsmäßig noch mehr einschränken mußten, als ursprünglich gedacht war. Neben unserem der Regierung gehörenden Kasthaus, das von ein paar Palmen umstanden schon mitten im Sand lag, fand sich noch ein kleineres Gebäude mit einem einzigen Raum, der bald in ein gewaltiges Warenlager verwandelt war. Die Betten und Zelte, Kochapparate und Geschirre, die Werkzeuge und Autofette, Photoapparate und Filme, Kisten und Koffer, Konservenbüchsen und Hülsenfrüchte in Säcken und Schachteln, die Lederriemen und Taschen, Malleinwand, Malblocks und Farben, Tagebücher und Notizblocks, Kompass und Lupen, Petroleumlampen und -kannen, Wasserkisten und Benzin-eimer, und all die vielen Dinge, die sonst noch nötig sind für acht Wagen und 15 Per-

sonen, sie alle mußten hier noch einmal zum letzten Appell aufmarschieren und den einzelnen Aufgaben entsprechend neu verteilt werden.

Gleichzeitig war an den Wagen, die schon länger unterwegs waren — einige hatten ja schon die Transjordanafahrt hinter sich — allerhand zu reparieren. Der Gouverneur Wasfi Bey hatte uns dafür eine seiner Garagen zur Verfügung gestellt, wie wir uns überhaupt seiner lebenswürdigen Unterstützung in allen Schwierigkeiten zu erfreuen hatten. Wir machten ihm einen Besuch in seinem großen neuen Amtsgebäude, woraufhin er uns alle zum Tee in seine Wohnung einlud.

Sein Privathaus lag in einem wunderhübschen großen Garten mit vielen Blumen und zwei kleinen Häuschen, von denen das eine einen Fischteich umschloß, das andere einer Taubenzucht diente. Die ganze Anlage war wie auch das Wohnhaus in einem modernen Stil erbaut, wozu die Inneneinrichtung für unsere Begriffe nicht recht paßte. Der große, gegen das Eindringen der Sonne gut geschützte Salon, in den wir zuerst geführt wurden, war mit unzähligen Sesseln, Sofas und kleinen Tischchen überladen und an den Wänden prangten nach ägyptischer Sitte lauter Bilder des Hausherrn in allen Lebensaltern und -lagen, meist Photos, von prunkvollen Rahmen eingefasst. Das Ganze wirkte wie eine Mischung aus modernem Orient und europäischem Jugendstil.

Im Wohnzimmer war eine riesige Tafel gedeckt und mit Rosen geschmückt. Viele Kuchen- und Plätzchenorten standen herum, die freilich alle aus dem gleichen Teig gemacht waren. Außerdem gab es das ungemein süße Fruchtkonfekt, das hier beliebt ist. Bald floß die Unterhaltung — in Englisch — lebhaft und munter dahin. Besonders interessant wurde sie, als auch noch der Doktor des Ortes erschien, der in Wien studiert hatte und daher vorzüglich Deutsch sprach. Er gab uns recht deprimiert ein Bild vom Leben und seinen Aufgaben in einer solchen Oase, die mit der Zivilisation nur durch die einmal wöchentlich verkehrende Eisenbahn verbunden, sonst aber durch Meilen von jeder Kultur getrennt ist.

Der Mangel an Arbeitsmöglichkeiten und mehr noch Arbeitslust läßt die Eingeborenen ihre un menschliche Armut mit apathischem Gleichmut ertragen, der sie auch allen Krankheiten wehrlos ausliefert. Wir hatten selbst schon die Fliegenplage im Ort beobachten können. In dichten schwarzen Büscheln hängen diese Tiere den Menschen besonders in den Augen und keiner gibt sich auch nur die Mühe, sie fortzuschleichen. Man ist von Kindheit auf daran gewöhnt. Scheußliche Augenkrankheiten sind die unausbleibliche Folge, und nirgends sieht man so viel Blinde wie hier. Vergeblich ist die unausgesetzte Belehrung von Seiten des Arztes und sein Kampf gegen die Seuche. In seiner Gegenwart vertreiben die Kinder zwar die Fliegen, kaum dreht er aber den Rücken, so fallen sie sogleich wieder in die erteilte und anerzogene Gleichgültigkeit zurück.

Oase — ein Kampf auf verlorenem Posten, das ist die Überzeugung unseres Doktors. Hoffnungsloser noch als der Kampf gegen Fliegen und Krankheit ist der gegen den Sand. Dicht vor dem Ort liegt die gewaltige Düne, die sich mehr und mehr gegen die Oase vordrängt und sie allmählich zuschütten wird. Schritt um Schritt wird der kärgliche Lebensraum noch weiter verengert, bis die letzten Streifen fruchtbaren Bodens dem alles vernichtenden Sand verfallen sind. Um diesen Kampf gegen die Allgewalt der Natur aufzunehmen und zu bestehen, sind die Eingeborenen von heute viel zu willensschwach und gleichgültig. Man sollte, so meint der Arzt, den Kampf lieber aufgeben, die jammervoll

ärmliche Bevölkerung in fruchtbare Gebiete überpflanzen, wo sie wieder lebensfähig werden könnte, und die Oase ihrem Schicksal überlassen.

„Sie sollten uns Ihre kümmerlichen Oasen geben“, meinte Geheimrat Frobenius im Scherz, „da könnten Sie Ihr blaues Wunder erleben, wie die nach ein paar Jahren unter deutschen Händen aussehen würden!“ Davon war der Doktor überzeugt, aber das wollte er denn doch auch wieder nicht. Er war strenger Nationalist, und schon der Gedanke, daß sich gar auch noch die Deutschen seines Landes annehmen könnten, bereitete ihm sichtlich Gruseln, so deutschfreundlich er im übrigen auch war.

Ein Gang durch den Ort überzeugte uns rasch von den Schwierigkeiten, die sich hier für jeden nach europäischem Vorbild denkenden Menschen aufstaut. Der kleinste Teil des Lebens nur spielt sich in den Häusern ab, die sich neben zahlreichen Straßen erheben. Die weitaus größere Zahl der Wohnungen liegt unter der Erde, in dunklen, kellerartigen Gelassen, die durch ein Netz von Gassen und Gäßchen unterirdisch miteinander verbunden sind. Gewiß ist es in diesen Gängen bedeutend kühler als draußen, aber wie viel schwerer ist es auch, das alles sauber zu halten und von Fliegen und Ungeziefer zu befreien. Den vor Schmutz starrenden Kindern standen die Erwachsenen kaum nach, die sich zerlumpt und anscheinend völlig untätig herumtrieben.

Welch ein Gegensatz zu den schmucken neuen Teilen des Orts, den Regierungsbauten, Kasernen und Wohnungen der herrschenden Schicht! Freilich, nicht mit deren Augen hatten wir uns hier umzusehen, um offenkundige Mängel zu entdecken, sondern als Ethnologen, die von den letzten Resten einer altertümlichen und stilen Lebensform aufs stärkste beeindruckt wurden. Und echt waren die Wohnungen so gut wie viele Eingeborenentypen.

Noch etwas anderes war in Kharga für unser Arbeit von Wichtigkeit. Schon fast der Wüste verfallen, liegt etwa 4 km nördlich des Orts ein alter ägyptischer Tempel, der von Darius I. angelegt wurde. Im Altertum ist die „große Oase“ außerordentlich fruchtbar und ein wichtiger Stützpunkt gewesen. Erst im Mittelalter wuchs sie aus dem Bereich der Mittelmeerkultur mehr und mehr heraus. Heute versteht man kaum noch, warum der aus der Schlacht von Marathon bekannte Perserherrscher hier in der Wüste dem Jupiter Ammon einen Tempel errichten ließ. Er lehnt sich malerisch an einen Palmenhain an und enthält im Innern und an den Außenwänden sehr gut erhaltene Reliefs, deren farbige Bemalung zum Teil noch in bestem Zustand ist.

Am dritten Tag unseres Aufenthalts in Kharga war alles so weit vorbereitet, daß der Aufbruch für den nächsten Morgen festgesetzt werden konnte. Wenigstens für die drei Wagen von uns und die beiden des Negers, die als erster Trupp den Weg zu dem etwa 380 km entfernten „Abu Balas“ finden und markieren sollten. Ein Wagen nach dem andern fuhr also nachmittags zu der einzigen Wasserleitung des Orts bei der Regierungsgarage, um Wasser zu fassen. Die Leitung hatte freilich keinen sehr hohen Druck, so daß wir über drei Stunden brauchten, bis unsere Behälter vollgelaufen waren. So wurde es dunkel, bevor wir beim Shellagenten am Bahnhof unsere Benzinkisten aufladen konnten, was nun im Scheinwerferlicht mit Hilfe mehrerer herumlungrender Araber besorgt wurde, die überall da sich anbieten, wo ein Trinkgeld zu erwarten ist. Wir hatten außer Wasser und Privatgepäck für unsere fünf Wagen 90 Kisten mit insgesamt etwa 3000 Liter Benzin zu verladen, außerdem noch einige Kisten Motoröl, Getriebeöl und Fett.

Später war das Packen und Aufladen des Wagens eine Sache von wenigen Minuten, denn jeder wußte, wo jedes einzelne Stück hingehörte und wie alles am besten zueinander paßte. Hier am Anfang unserer Fahrt dagegen machte alles noch Arbeit und Kopfzerbrechen, doch kam uns Neulingen die Erfahrung unserer Kameraden, die schon länger unterwegs waren, sehr zu statten. Wir lernten rasch, daß eine Reihe von Benzin- kisten leicht zugänglich gepackt sein mußte, damit man unterwegs tanken konnte, ohne erst den ganzen Wagen abzuladen, daß auch die Proviantkiste nicht zu unterst liegen durfte und daß Bett und Schlafanzug greifbarer sein mußten als Zelt und Stadt- bekleidung.

Gewiß, das ist alles selbstverständlich, aber es will gepackt sein, und das ist nicht immer einfach. Denn auch der verfügbare Raum hat schließlich seinen eigenen Willen und läßt sich keineswegs beliebig strecken und dehnen; man muß ihn im Gegenteil eigent- lich immer überlisten. Es ist eine der wichtigsten und daher auch durchaus erwähnens- werten Expeditionserfahrungen, die wir gleich anfangs zu machen hatten, daß man immer zu viel Gepäck und zu wenig Raum hat. Nichts ist so notwendig, als sich damit rasch und geschickt abzufinden. Auch die vielen Kleinigkeiten, die man gern dauernd zur Hand hat, wie Photoapparat, Fahrtenbuch, Karten, Trinkbecher, Messer, Taschenlampe, Bonbons, Zigaretten und was so alles dazu kommt, müssen untergebracht werden, und sich das in Sitznähe an der vorderen Wand des Kastenaufbaus handlich und übersichtlich zu hängen, bot der Erfindungsgabe des einzelnen ein weites Feld.

Fortsetzung im Februar-Heft.

E. Lindenborn: Deutsche Kulturarbeit im Ausland

Noch immer ist es in Deutschland eine zu wenig bekannte Tatsache, daß kein anderes Volk Europas eine so große Zahl von Stammesgenossen gleicher Sprache und Kultur außerhalb der eigenen Staatsgrenzen hat, wie gerade das deutsche.

Von den großen europäischen Staaten haben Rußland und Großbritannien ihr Volkstum, das sie vertreten, auch innerhalb ihrer Staatsgrenzen voll vereinigt, denn außerhalb des Sowjetstaates und außerhalb des Inselreiches gibt es auf dem Kontinent keine Russen und keine Briten in geschlossenen Sätzen. Frankreich und Italien haben nur einen Bruchteil ihrer Nationalität jenseits ihrer Landesgrenzen; die weniger mächtigen Staaten Europas, wie Spanien und die Nordlande, sind ebenso geschlossen wie Rußland und England. Schweden hat Volksgenossen in Finnland, Dänemark hatte solche auf deutschem, Rumänien und Serbien auf österreich-ungarischem Boden. Für keinen dieser Staaten überstieg aber die Zahl der außerhalb der Landesgrenzen wohnenden Volks- genossen zehn Prozent der Gesamtbevölkerung. Ganz anders für Deutschland.

Vor dem Weltkriege gab es nahezu hundert Millionen Deutsche auf der Erde. Diese Zahl darf wohl auch jetzt noch als richtig angesprochen werden, wenn man bedenkt, daß den durch den Weltkrieg und seinen Folgen entstandenen Verlusten ein kaum unter- brochener Bevölkerungszuwachs gegenübersteht.

Von diesen hundert Millionen leben mehr als dreißig Millionen Deutsche außerhalb des Reiches, sei es in größeren, geschlossenen Verbänden oder Siedlungen, sei es in der eigentlichen Zerstreuung.

Da sind zunächst die Grenzdeutschen, die sich in einem breiten Gürtel um das deutsche Kernland lagern, wie Elsaß-Lothringen, Luxemburg, Eupen-Malmedy, Dänisch-Schleswig, Danzig, Memelland, Tschechoslowakei, Südsteiermark und Teile von Kärnten und Südtirol.

Hinzu kommen die in der Zerstreuung lebenden Deutschen, bei denen es sich entweder um deutsche Sprachinseln handelt, die als Vorposten des Deutschtums, besonders im östlichen Europa, angesehen werden müssen (wie etwa in den baltischen Staaten, in Großrußland, Polen, in der Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien und auf dem Balkan), oder um die eigentliche Zerstreuung, das heißt um Deutsche, die vereinzelt als Kaufleute, Ingenieure, Ärzte, Schriftsteller, Lehrer usw. außerhalb der Reichsgrenzen wohnen.

Wollte man die deutschen Volksgenossen innerhalb und außerhalb der deutschen Reichsgrenzen zusammenrechnen, so würde man zu dem Ergebnis gelangen, daß sie ein Fünftel der Gesamtbevölkerung Europas ausmachen.

Es bedarf kaum eines Hinweises, daß diese Sonderstellung des deutschen Volkes in Europa ein Ergebnis seiner Geschichte ist, und zwar seiner Geschichte soweit sie beeinflusst wurde von der geographischen Lage. Deutschlands Lage hat Deutschlands Schicksal bestimmt; seine zentrale Lage hat auch den Anstoß zum Auslandsdeutschtum gegeben.

Kein anderes Volk Europas ist so wie unseres nach allen Himmelsrichtungen hin in unvermeidliche Beziehungen zu den verschiedenartigsten Nachbarn gestellt worden, denn kein Land des ganzen Erdteils war und ist für den Verkehr so günstig gelegen wie Deutschland. Vor dem Kriege hatte Deutschland den stärksten Durchgangsverkehr von allen europäischen Ländern.

Die Handelsbeziehungen zwischen unserer Vaterlande und dem Auslande haben natürlich auch einen Austausch geistiger Güter im Gefolge gehabt. Das deutsche ist mehr als ein anderes Volk Europas Träger und Vermittler europäischer Geistesströmungen gewesen, hat dadurch die größte Schule aller europäischen Völker durchgemacht. Verständnis und Empfänglichkeit für fremde Kulturen hat kaum ein anderes Volk im gleichen Maße bewiesen, wie das unsere. Kein Wunder, daß sich der Deutsche im Laufe der Neuzeit durch seine Anpassungsfähigkeit, seine Sprachenkenntnisse und seine Umsicht in allen Ländern Europas eine achtbare Stellung zu erringen gewußt hat, daß der Auslandsdeutsche vor dem Weltkriege in aller Welt seinen Stammesgenossen zu jener Weltgeltung verholfen hatte, die einem Hundertmillionenvolk wohl zukommt. Denn, richtet man den Blick über Europa hinaus, so wird man feststellen, daß auch in den Überseeländern noch immer eine ganz bedeutende Zahl Deutscher wohnt. Den größten Teil weist Amerika auf: die Vereinigten Staaten (mit rund zehn Millionen Deutschen), Kanada, Mittel- und Südamerika; aber auch in Asien und Afrika, den ehemaligen deutschen Kolonien, und in Australien sind Deutsche ansässig.

Es ist oft mit einer gewissen Geringschätzung behauptet worden: wo drei Deutsche zusammen sind, da gründen sie einen Verein. Gewiß wird mit diesem Ausspruch die Schwäche des Deutschen, die Vorliebe für das Vereinswesen, die Vereinsmeierei, gekennzeichnet. Wer aber einmal, gleichgültig aus welchem Grunde, mehrere Jahre nacheinander

sich im fremdsprachigen Auslande und vor allem in Übersee aufgehalten hat, der mag in dieser Schwäche des Deutschen doch auch wieder einen großen Segen erkennen.

Die Deutschen im Auslande haben sich in den Städten oder an den Plätzen, die sie bewohnen, eng zusammengeschlossen, und nichts schützt sie so sehr vor der bekannten und gefürchteten „Entdeuschung“ und vor der Gefahr, durch allmähliches Aufgehen in den außerdeutschen Völkern zum bloßen „Kulturdünger“ zu werden, wie die deutschen Vereine. Der deutsche Kirchverein, der deutsche Schulverein, der deutsche Turn- und Gesangverein, das sind in den allermeisten Fällen die drei Säulen, auf denen das Deutschtum im Auslande ruht.

Die neueste Statistik besagt, daß zur Zeit nicht weniger als einundzwanzig höhere deutsche Schulen im Auslande bestehen, die die Berechtigung zum Erteilen der Hochschulreife besitzen, das heißt, sogenannte Vollanstalten sind, die die Schüler oder Schülerinnen mit dem Abiturientenexamen entlassen. Die Statistik berichtet ferner, daß außerdem acht deutsche Schulen im Auslande bestehen, die im Ausbau begriffen sind und schon die Obersekundareife erteilen können.

Von diesen neunundzwanzig Schulen liegen siebenzehn in Europa, zwölf außerhalb und zwar in Zentral- und Südamerika, Südafrika und Ostasien. Nahezu ohne Ausnahme konnten diese zwölf Überseeschulen während des Weltkrieges bestehen bleiben, wenngleich ihre Besucherzahl zeitweise eine starke Abnahme erfahren mußte. Sobald aber Europa wieder zum Frieden gekommen war, und der Handel, erst zögernd, fortschreitend aber im größeren Umfange wieder einsetzte, stieg auch wieder die Kurve der Schülerzahl der deutschen Schulen in Übersee. Die zahlenmäßig größte Schule ist zur Zeit das „Colegio Alemán“ in Mexiko, eine im Jahre 1894 gegründete Oberrealschule mit Vorschule, Mittelschule und Kindergarten, die nicht weniger als 620 Schüler, davon 270 Mädchen in 25 Klassen aufweist. Im edlen Wettstreit zu ihr steht die im Jahre 1897 gegründete Goethe-Schule in Buenos Aires in Argentinien. Sie hat zur Zeit 611 Schüler, darunter 234 Mädchen; ist ebenfalls Oberrealschule und Lyzeum und führt vom Kindergarten zur Prima.

Die zur Zeit kleinsten deutschen Schulen außerhalb Europas sind wohl die in Hankau und Tsingtau in China mit 34 bzw. 37 Schülern und in Kobe in Japan mit 39 Schülern.

Den höheren Schulen an Zahl überlegen sind in den Überseeländern die deutschen Missionschulen. Freilich bilden sie nicht wie die weltlichen Schulen deutscher Kolonien Sammelplätze für die deutsche Jugend und Pflegestätten der Muttersprache, wohl aber leisten sie wertvolle Arbeit für unser Vaterland. Denn was sie den nichtdeutschen Völkern an Glaubens- und Wissensgut vermitteln, die Handwerke, die sie lehren, die Erziehungsarbeit, die sie an ihren Schutzbefohlenen leisten, all das ist Pionierarbeit des Deutschtums in der weiten Welt und verhilft Deutschland zur Anerkennung bei anderen Völkern.

Der Weltkrieg brachte dieser Missionsarbeit begreiflicherweise große Nöte, da sie in fast allen Kolonien der deutschfeindlichen Länder an der Fortsetzung gehindert wurde. Allmählich öffneten sich ihr die englischen Kolonien wieder, und zehn Jahre nach dem Weltkriege hatte die deutsch-katholische Mission 66 641 Stationen, die deutsch-evangelische Mission 46 571 Stationen. Unter den katholischen Missionsarbeitern waren nicht weniger als 66 541 Katechisten und Lehrer. Es bedarf keiner besonderen Erwähnung, daß durch alle diese idealgefinnten Männer und Frauen ein wahrer Strom deutschen Lebens in die

Welt fließt. Mögen ihre Schüler auch zu 95% fremdsprachig und fremdrassig sein; was diese durch lebendiges Vorbild an Gewissenhaftigkeit, Pünktlichkeit, Hygiene, Opferinn und vor allem freiwilliger Hingabe an ein Werk lernen, das fällt im besten Sinne auf Deutschland zurück.

Konnten sich also dort im weiten Westen oder Osten, jenseits des Atlantik oder am Rande des Pazifiks die deutschen Kulturstätten halten, obwohl sie jahrelang von der deutschen Heimat abgeschnitten waren oder vorübergehend sogar ihre Tore schließen mußten, so liegen die Verhältnisse anders in den Ländern Europas, die während der Jahre 1914 bis 1918 mit Deutschland im Kriege lagen.

Es ist oft als eins der traurigsten Kapitel des großen Krieges bezeichnet worden, daß die Ententestaaten sich gleich zu Beginn des Krieges auf die friedlichen Einrichtungen der Deutschen stürzten und die Gastfreundschaft, die sie den Deutschen bisher gewährt hatten und die beiden Teile zum Nutzen gereicht war, durch Kriegsrecht zerschlugen. Deutscher Besitz von unschätzbarem Werte wurde dabei vernichtet, deutsche Arbeit, die von jahrzehntelangem Fleiße zeugte, ging verloren. Wo aber waren die Deutschen im Auslande empfindlicher zu treffen als in ihren Schulen und Vereinen? Waren doch gerade hier ihre Sammelstätten.

Kein Wunder, daß aus diesem Grunde gerade diese Einrichtungen am schwersten zu leiden hatten: die Kirchen wurden geschlossen, die Schulen zum Teil ausgeplündert oder das Inventar öffentlich verkauft, die Vereinshäuser zu Lazaretten oder Ställen verwendet. Dieses schwere Schicksal widerfuhr vor allen andern den drei deutschen höheren Schulen in Belgien: Brüssel, Antwerpen und Lüttich. Die größte dieser drei Anstalten, ja die größte deutsche Auslandsschule überhaupt, die vor dem Kriege bestanden hat, war die in Antwerpen mit mehr als 800 Schülern.

Wenn man die Geschichte der deutschen Geistesbildung außerhalb unserer Reichsgrenzen verfolgen will, ist es nicht unwichtig, das Schicksal der Antwerpener Schule kurz zu skizzieren, denn hier in dieser Schulgeschichte, die rund hundert Jahre umfaßt und deren letztes Kapitel so gewalttätige Ereignisse berichten mußte, steckt ja weit mehr als der bloße Tatsachenbericht vom Entstehen, Wachsen und schließlichem Untergang einer Lehr- und Erziehungsanstalt; hier ist einer der vielen Beweise für die oft aufgestellte Behauptung von der deutschen Tüchtigkeit und Treue gegeben. Die Schule Antwerpens mit ihrem gewaltsamen Ende und ihrem jetzt allmählichen Wiedererstehen mag als Symbol bezeichnet werden dafür, daß sich der deutsche Geist in der Welt zwar für einige Zeit zurückdrängen läßt, daß er aber, soweit er Gesundes und Unverfälschtes enthält, sich immer wieder durchsetzt und immer wieder Anerkennung findet.

Die deutsche Schule in Antwerpen wurde im Jahre 1836 unter ganz einfachen und auch für damalige Zeit recht primitiven Verhältnissen gegründet.

Die Deutschen, die sich damals in der Stadt ansiedelten, gehörten fast ausschließlich dem Kaufmannsstande an, und für die zunehmende Bedeutung der Hafenstadt ist es kennzeichnend, daß kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges, also im Laufe von 80 Jahren, die deutsche Kolonie auf rund 30000 Seelen angewachsen war.

Mit dem Wohlstand und der Bedeutung der deutschen Kaufleute, mit der Vermehrung ihrer Zahl wuchs auch die Bedeutung und Schülerzahl der jungen Schule, die sich namentlich vom Jahre 1902 ab, das heißt unter dem Direktorat von Dr. Gaster,



dessen Name im Auslandsschulwesen besten Klang hat, zu einer nie geahnten Höhe entwickeln konnte.

Die Schule war ein Zentrum des geistigen Lebens der ganzen deutschen Kolonie geworden: in ihr und durch sie wurden die Deutschen geeinigt, die Schule war, wenn man so sagen darf, die Heimat für alle, die den eigentlichen deutschen Heimatboden mit der Fremde vertauscht hatten.

Aus freiwilligen Spenden wurden Häuser, Sportgrundstücke, Einrichtungen für die Schule verschafft. Ein großer Festsaal, eine Turnhalle, eine eingerichtete Lehrküche, ein dreistöckiges Laboratorium für chemische, physikalische und biologische Versuche vervollständigte die Anstalt und machte sie mustergültig. Der junge Direktor setzte seinen Ehrgeiz darin, die ihm anvertraute Schule bald über den Rahmen einer bloßen „Kolonieschule“, deren Aufgabe sich mit dem Unterricht des Deutschen erschöpft, hinauszuheben. Er verstand es, ihr die Berechtigung für den Einjährig-Freiwilligen Dienst zu verschaffen und endlich die staatliche Anerkennung des Abiturientenexamens.

Schon 1909 zählte die Schule 688 Schulkinder, 371 Knaben und 283 Mädchen, von denen 76,3% rein deutscher Herkunft waren, und die in Koéducation vom Kindergarten bis zur Reife unterrichtet wurden. Um eine lebendige Verbindung mit der Heimat aufrecht zu erhalten, wurden alljährlich Schultreisen nach Deutschland unternommen, die nach Weimar, Eisenach und Berlin führten. Um auch weniger wohlhabenden Schülern die Möglichkeit des Studierens zu verschaffen, wurde eine Studienstiftung ins Leben gerufen.

So, innerlich wie äußerlich gefestigt, ging die Schule im Jahre 1914 mit 853 Schülern dem 75. Jahre ihres Bestehens entgegen.

Da brach der Krieg aus.

Die Ausweisung der Deutschen aus Belgien hatte zunächst natürlich eine Schließung der Anstalt zur Folge. Nach der Einnahme Antwerpens durch deutsche Truppen konnte sie aber im Jahre 1915 wieder eröffnet werden und blühte nun trotz des Krieges noch einmal für kurze Jahre empor, um im November 1918 endgültig zusammenzubrechen.

Im April 1923 wurde die Schule mit ihrem gesamten Inhalte durch die belgische Behörde versteigert.

Keine Bemühungen des Auswärtigen Amtes hatten diesen Tag und diese Stunde abwenden können: alle Beschwerden wegen des völkerrechtswidrigen Vorgehens gegenüber deutschem Eigentum waren nutzlos geblieben.

Der Erlös der Versteigerung der Schule war beschämend gering. Nicht mehr als 23500 Franken wurden bezahlt. Nachträglich konnte errechnet werden, daß der Wert der Lehrerbibliothek allein mehr als 50000 Franken betrug. Dazu kamen die Werte für die Schülerbüchereien, die naturwissenschaftlichen Sammlungen, für die Lehrmittel für Chemie, Physik, Geschichte, Zeichnen und Turnen, für Handarbeit und für die Schulküche, endlich für die Schulausstattung selbst, d. h. für Bänke und Pulte, Schränke und Tische, der Bühne und der Ausstattung der Aula.

Damit zog das Schicksal den Schlußstrich unter ein Kapitel der Auslandsschulgeschichte, das nicht zu den unbedeutendsten gehört hatte.

Und doch war nicht alles vernichtet.

Schon sehr bald nach dem Kriege fanden sich in Antwerpen wieder deutsche Kaufleute ein, die als Pioniere des Friedens ihrem Berufe nachgingen. Und merkwürdig — was sich vor hundert Jahren ereignet hatte — das wiederholt sich jetzt.

Schon ist es nötig geworden, eine kleine Schule in gemieteten Privaträumen zu gründen, um die rund 40 Kinder in ihrer deutschen Muttersprache zu unterrichten. Schon sind wieder ideal gesinnte Männer und Frauen am Werke, deutsche Menschen im Auslande vor dem „Entdeutscht-werden“ zu schützen.

Freude an allem Schönen, Guten und Wahren, dazu eine tiefe Liebe zum Vaterland, ein optimistischer Glaube an alle wertvollen und Werte schaffenden Kräfte in der Welt und eine vorurteilslose Hingabe an die Arbeit zur Höherentwicklung der Menschen, das war das Ziel der alten, das ist das Ziel der neuen Schule.

Deutsche Siedlungen in der Sowjetunion

Viel ist in den letzten Monaten über die erschütternden Schicksale der deutschstämmigen Kolonien in der Sowjetunion berichtet worden. Mit allen Mitteln und einer ungeheuren Brutalität will der Bolschewismus diese deutschen Inseln in den unermesslichen Weiten Rußlands ausrotten. Gerade die großen deutschen Kolonien an der Wolga und am Schwarzen Meer leiden heute mehr denn je unter der Willkürherrschaft der Roten, denn wegen ihrer bewußt deutschen Haltung sind sie den schlimmsten Schikanen ausgesetzt und stehen vor dem Untergang.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kamen unter Katharina II. etwa 25000 Deutschstämmige ins Land und wurden unter tatkräftiger Mithilfe der Herrscherin an der Wolga angesiedelt. Trotz aller Fürsorge der russischen Regierung war der Kampf um die wirtschaftliche Existenz ein harter, denn die Kolonisten entstammten größtenteils städtischen Kreisen und hatten daher viele Schwierigkeiten zu überwinden, ehe sie in der neuen Heimat Fuß fassen konnten. Als kurz vor dem Weltkriege durch die Agrarreform hier auch günstigere Bedingungen eintraten, setzte sich die wirtschaftliche Konsolidierung der Wolgadeutschen durch. Ihre Zahl, die im Jahre 1767 nur 27000 betragen hatte, wuchs bis zum Weltkriege auf 600000 an. Infolge der Hungerkatastrophe des Jahres 1923 verringerte sie sich auch wieder auf etwa die Hälfte.

Die große deutsche Kulturinsel am Schwarzen Meer entstand unter Alexander I. um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Während man noch bei den Wolgadeutschen jeden Auswanderungswilligen aufgenommen hatte, setzte hier bereits eine Auslese ein, und es wurden nur die zum Siedeln zugelassen, die neben landwirtschaftlichen und handwerklichen Fähigkeiten über einen genügenden finanziellen Rückhalt verfügten. Da sie sich auch sonst besonderer Freiheiten und Privilegien erfreuten, so bildete sich hier eine reine deutsche Insel heraus.

Gerade diese Kolonie hatte sehr scharfe Bestimmungen über die Reinerhaltung der Rasse getroffen, so abndete man z. B. jede Blutmischung mit russischen oder anderen fremdrassischen Elementen durch Achtung.

Die etwa 60000 deutsche Menschen umfassende Muttersiedlung aus dem Jahre 1895 war bis zum Ausbruch des Weltkrieges auf über eine halbe Million angewachsen.

Kirche und vor allem das deutsche Schulwesen waren die Hauptstützen des Deutschtums dieser Kolonisten, und sie waren auch die Träger einer vorbildlichen deutschen Kultur unter den zahlreichen Tochteriedlungen, die von dieser ersten Schwarzmeersiedlung über ganz Rußland sich verbreiteten. Gerade dieses bewußte Deutschtum ist den roten Machthabern des Kreml ein Dorn im Auge, und es ist am stärksten der hemmungslosen bolschewistischen Willkür ausgesetzt, die heute alles versucht, um diese deutschen Rasseinseln zu vernichten.

Die Familie Humboldt und die Hugenotten

Der frühere deutsche Gesandte in Perú, Freiherr von Humboldt, stellt uns folgenden interessanten Bericht über den Hugenotteneinischlag in seiner Familie zur Verfügung.

Bei den kürzlich stattgehabten Feiern zur Erinnerung an das Edikt von Potsdam vom 29. Oktober 1685, mit dem der Große Kurfürst vor 250 Jahren den Hugenotten, die nach Aufhebung des Edikts von Nantes durch Ludwig XIV. aus Frankreich flüchteten, ein Asyl in seinen Landen bot, ist der Einfluß betont worden, den diese Einwanderung auf die Entwicklung Brandenburg-Preußens und damit Deutschlands gehabt hat. Ein Beispiel hierfür bietet auch die Familie Humboldt.

Zu den Personen, die damals aus Frankreich flüchteten, gehörte auch Henri Colomb, der zusammen mit dem Goldschmied Jean Henri de Moor nach Kopenhagen kam, wo er dessen Tochter Madeleine de Moor heiratete. De Moor gründete in Kopenhagen eine Spiegelmanufaktur, die er auf Einladung des Kurfürsten Friedrich III. nach Neustadt a. d. Dosse verlegte. Diese Fabrik erbt erst der unverheiratete älteste Sohn Jean Henri, der sie auf den Sohn seiner Schwester Madeleine Colomb, der auch Jean Henri mit Vornamen hieß, vererbte. Dieser war mit Susanne Durham verheiratet, die aus einer schottischen, nach Danzig ausgewanderten Pastorenfamilie stammte. Der Ehe entsprossen zwei Töchter, Marie-Elisabeth und Wilhelmine Susanne, die beide zwei Offiziere von Holwede heirateten. Marie-Elisabeths Ehemann starb bald unter Hinterlassung eines Sohnes, und sie heiratete in zweiter Ehe den Major und Kammerherrn Alexander Georg von Humboldt. Deren Söhne sind Wilhelm und Alexander. Da der Vater schon Anfang Januar 1779 starb, als Wilhelm elf und Alexander neun Jahre alt waren, so ist die Erziehung und geistige Entwicklung der Dioskuren der Wissenschaft im Wesentlichen unter dem Einfluß der hugenottischen Mutter erfolgt.

Interessant ist noch, daß Jean Henri Colomb einen 24 Jahre jüngeren Bruder Pierre (Peter) hatte, der merkwürdiger Weise zehn Tage nach dem Tode seines 71 jährigen Vaters geboren wurde. Dieser Peter wurde erst Kriegsrat und Präsident der Regierungskammer in Aarich und wurde wegen seiner hervorragenden Verwaltung Ost-Frieslands von Friedrich Wilhelm II. bei seiner Thronbesteigung 1786 geadelt. Seine jüngste Tochter Katherina Amalia heiratete 1796 mit 23 Jahren den verwitweten 53jährigen Generalmajor Gebhard Leberecht von Blücher nach einer äußerst romantischen Verlobung nach 24stündiger Bekanntschaft. Sie stieg mit ihrem später so berühmten Gatten zur Fürstin auf, und die Ehe war trotz des großen Altersunterschiedes eine sehr glückliche.

Querschnitte

In diesem Teil unserer Zeitschrift beabsichtigen wir regelmäßig kurze Nachrichten über deutsche Arbeit und den Kampf unserer Volksgenossen um die Erhaltung ihrer Kulturgüter im Ausland zu bringen. — Die Schriftleitung erbittet dazu an dieser Stelle die Mitarbeit der Leser an der Sammlung solcher Kurzberichte, die sich auf positive Vorgänge beziehen und denen möglichst Belege beizufügen sind.

In **Kanada** ist eine neue Zeitschrift erschienen, in deren Gründungsentwurf gesagt wird:

„Wir wollen eine deutsche Zeitung, die nicht nur in deutschen Buchstaben gedruckt ist, sondern von der ersten bis zur letzten Zeile auch deutschen Geist atmet. Wir wollen, kurz gesagt, eine deutsche Zeitung, die ihrem deutschen Namen Ehre macht, auf die jeder Kanada=Deutsche stolz sein kann. Sie soll und muß der Hauptträger der werdenden deutschen Volksgemeinschaft in Kanada sein und ein brüderliches Band um alle deutschstämmigen Volksgenossen von Küste zu Küste schlingen.“

Eine ihrer wichtigsten Aufgaben wird sie in der Bekämpfung der antideutschen Lügenpropaganda finden, die sich ja nicht nur der Zeitung und des Buches, sondern auch des Films, öffentlicher Veranstaltungen usw. bedient.

In Rio de Janeiro erscheint seit diesem Jahre die Monatschrift „**Intercambio**“; in Buenos Aires im dritten Jahre die Monatschrift „**Der Lasso**“. „**Intercambio**“ wird von einer Brasilianerin und einem Deutschen herausgegeben. Sie bringt Beiträge in deutscher Sprache über und aus Brasilien, in portugiesischer Sprache über und aus Deutschland, um den Lesern, die nur eine der beiden Sprachen beherrschen, etwas über das andere Land mitzuteilen. Gute Illustrationen, Photographien deutscher und brasilianischer Landschaften, Novellen bekannter Erzähler wie Hermann Hesse usw. und ein fortlaufender Sprachkursus bieten eine Fülle von Anregungen.

„**Der Lasso**“ wird von einem jungen deutsch-argentinischen Maler-Schriftsteller F. N. Franke herausgegeben und will den deutschsprachigen Fremden in Argentinien Interessantes und Unbekanntes ihrer Wahlheimat zeigen. Die meisten Beiträge sind in deutscher, einige jedoch auch in spanischer Sprache geschrieben.

Jubiläum des Deutschen Universitätsinstituts in Coimbra. Die portugiesische Universität Coimbra beging vor kurzem in Anwesenheit des Unterrichtsministers Camagnini, des deutschen Gesandten Freiherrn von Hoyningen-Huene und von Vertretern der portugiesischen Behörden unter lebhafter Anteilnahme der Professoren und der Studentenschaft die Feier des zehnjährigen Bestehens des Deutschen Instituts an der Universität. In den Räumen des Instituts eröffnete der deutsche Gesandte eine Ausstellung zeitgenössischer deutscher Graphik.

Bei der Jubiläumsfeier sprachen der Rektor, der Gesandte, der Unterrichtsminister und Geheimrat Oster als Abgesandter der Reichsregierung im Sinne einer immer stärkeren

kulturellen Zusammenarbeit beider Völker auf der Grundlage eines sich selbst erfüllenden Volkstums.

Ausbau des China-Instituts in Frankfurt. Das China-Institut in Frankfurt am Main wird jetzt um bedeutende Neuerwerbungen aus China bereichert werden. Der Lektor der chinesischen Sprache an der Universität Frankfurt und zweiter Direktor des China-Instituts, Wen Yüan Ting, ging vor einem Jahr nach China, um dort im Auftrag der Universität Frankfurt eine Sammlung von Gegenständen für das China-Institut zusammenzustellen. Durch Spenden des chinesischen Kultusministeriums, durch private Stiftungen der Zentral-Universität Nanking, des Marschalls Tschiang Kai-Schek u. a. konnte Wen Yüan Ting eine gesamte Wohnungseinrichtung von fünf Zimmern, und zwar Empfangs-, Studier-, Braut-, Schlafzimmer und Küche, erwerben. Besonders wertvoll ist das 200 Jahre alte Bett, das kostbare Schnitzereien aufweist. An weiteren Gegenständen sind zu nennen Geräte und Handwerkszeug aller Art, Waffen, Bilder, Gewänder, Trachten, sowie 50 große chinesische Skulpturen. Das China-Institut in Frankfurt wird in Kürze ein repräsentatives eigenes Haus beziehen, nachdem die bisherigen Räume den Erfordernissen nicht mehr genügten.

Die fünf deutschen Siedlungsgebiete in Rumänien hatten bisher je einen Volksrat: Siebenbürgen, Banat, Sathmar, Buchenland (Bukowina) und Bessarabien. Der Verband der Deutschen in Rumänien hat nun unter Leitung seines Obmannes Fritz Fabritius ein neues Arbeitsprogramm und eine neue Organisation geschaffen, damit die Kräfte so straff wie möglich zusammengefaßt werden können. Die Volksräte sind nunmehr Gauräte geworden, die ihre Stütze im gemeinsamen Volksrat finden, der wiederum das ganze Deutschtum in Rumänien zu leiten hat. Die Arbeiten dienen der Erneuerung des Deutschtums im rumänischen Staate, der Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls. In der Schlussrede wurde ausgesprochen, daß nur dann auf einen Erfolg gehofft werden kann, wenn alle Kräfte, die arbeitswillig sind, mitarbeiten.

Die deutsche Sprachinsel Tschernany in der Slowakei besteht nunmehr 75 Jahre. Noch heute wird dort reines plattdeutsch gesprochen. Seit sechs Jahren hat die Gemeinde endlich wieder eine eigene Schule. Sie war ihr Jahrzehnte lang genommen gewesen. Diese Bauernsiedlung geht auf eine Auswanderung von Bauern, Fischern, Matrosen und Arbeitern zurück, die vor 75 Jahren bei der Aufteilung in zwei Gütern die Wirksamkeit bekamen, sich wirtschaftlich selbständig zu machen.

Im Gottscheer Land hat der **Schwäbisch-Deutsche Kulturbund** in zwölf Gemeinden Ortsgruppen einladen können. In Mitteldorf bei Gottschee ist es möglich gewesen, ein eigenes Kulturbundheim zu errichten, das von den Mitgliedern in freiwilliger Arbeit kostenfrei aufgebaut wurde und das auf geschenktem Grund und Boden steht. Die Einweihung war ein Volksfest für das ganze Land. Weit über 1000 Gäste nahmen teil. Sie ließen sich von Slowenen, die mit hochgeschwungenen Stöcken und mit Steinwürfen in die Festfreude einbrachen, nicht stören. In Gottschee ist inzwischen ein Heimat-

museum eröffnet worden, das über die 600jährige deutsche Geschichte des Landes wertvolle Berichte enthält.

Neuer arktischer Landbesitz der USA. Ellsworth, der amerikanische Südpolarflieger, hat für Amerika ein eisbedecktes Hochland annektiert. Damit ist der amerikanische Landbesitz in der Arktis um einiges erweitert worden, während sich sonst sämtliche Sektoren dieses Kontinentes in festem Besitz befinden. Großbritannien hat den Hauptteil der Arktis besetzt, an zweiter Stelle folgt Norwegen. Norwegische Walfänger haben weite Küstenstriche und eine Anzahl von Inseln für das Land annektiert. Zwischen dem 43. und 90. Grad östlicher Länge befinden sich aber Landstriche, die auf norwegischen Karten als norwegischer, auf englischen Karten als englischer Besitz bezeichnet werden. Da diese Landstriche aber nur wenig besiedelt und auch nur gelegentlich von Walfisch- und Robbenfängerschiffen besucht werden, so sind diese territorialen Widersprüche bisher ohne Folgen geblieben.

Plattdeutsche Städte in USA. Vor wenigen Wochen hat der Ort „Bremen“ im Staate Kansas in USA. das Jubiläum seines 50jährigen Bestehens gefeiert. 1934 beging das, wie die „D.Z.“ meldet, in Ohio gelegene Städtchen Bremen, das heute 1200 Einwohner umfaßt, sein 100jähriges Jubiläum. Es wurde von George Berry gegründet, der der neuen Niederlassung den Namen des Heimatorts seiner Frau verlieh. Es gibt außerdem noch eine ganze Anzahl Städte in der amerikanischen Union, die auf niederdeutschen Ursprung zurückgehen, was sich auch im Namen entsprechend ausgeprägt hat. Hannover ist als Ortsname 80mal vertreten, Bremen und Braunschweig je 22mal; häufig trifft man auf Städtenamen wie Püineburg, Pymont, Dettmold, Emden, Oldenburg, Meppen, Verden und Nordheim.

Die deutsch-italienische Kulturvereinigung, die unter dem Vorsitz des italienischen Unterstaatssekretärs für das Pressewesen, Dino Alfieri, stehende Organisation zur Pflege der kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien, hat ihre Tätigkeit für das Jahr 1936 mit einer Festveranstaltung in der Aula der Mailänder Universität aufgenommen. In den Ansprachen kam immer wieder zum Ausdruck, daß beide Nationen in der Kulturvereinigung einen Mittelpunkt des gegenseitigen Verständnisses und die Grundlage für eine fruchtbare Zusammenarbeit sehen. Im Mittelpunkt des Eröffnungsaktes stand ein Vortrag von Dr. Otto Weber über das Thema „Profile der deutschen Seele — Dürer, Bach, Schiller“.

Der reichsdeutsche Buchhandel hat beschlossen, alle reichsdeutschen Verlagswerke im Auslande mit 25% Nachlaß anzubieten. Damit ist für weite Kreise das deutsche Buch wieder wettbewerbsfähig geworden. Aus einer großen Zahl von Einzelnachrichten weiß man, wie in den verschiedensten Ländern das deutsche Buch im Vertrieb zurückgegangen ist, wie vielfach das französische oder englische sich an seine Stelle gesetzt hat, nicht wegen des größeren Wertes, sondern immer aus dem gleichen Grunde, daß nämlich das deutsche Buch zu teuer ist. Das liegt zu einem guten Teil an der Abwertung fremder Währungen. Das deutsche Buch kann also nun wenigstens zu einem guten Teil dem Preisunterschied begegnen, und es ist anzunehmen, daß in einer großen Zahl von Fällen das deutsche Buch wieder verkauft werden kann.

Die Brücke zum Ausland:

Die Lope de Vega-Feier im „Haus der Länder“

Im Jahre 1635, also vor rund 300 Jahren, starb Lope de Vega, einer der größten, bestimmt aber der am stärksten national empfindende und zugleich der fruchtbarste Dichter Spaniens. Von seinen rund 1500 Dramen sind etwa 400 erhalten geblieben. Wie bereits im Oktoberheft unserer Zeitschrift kurz erwähnt, fand am Abend des 11. Oktober d. Js. im „Haus der Länder“ eine Feier zu Ehren des Dichters statt, zu der das Ibero-Amerikanische Institut und andere, kulturelle Beziehungen zu den Ländern der iberischen Halbinsel und Ibero-Amerikas pflegende Verbände und Gesellschaften eingeladen hatten.

In seiner Eröffnungsansprache begrüßte General Jaupel die Gäste, insbesondere den spanischen Botschafter und die erschienenen Gesandten ibero-amerikanischer Staaten, sowie die Vertreter der deutschen Behörden und Parteistellen. „Im Andenken an unseren größten Dichter“, so führte General Jaupel unter anderem aus, „begingen wir in ganz Deutschland 1932 das Goethe-Jahr. Damals nahm Spanien an unseren Feiern lebhaften Anteil und bewies durch zahlreiche in Madrid und an anderen Orten stattfindende Festakte und Vorträge sein großes Verständnis einmal für Goethe, dann aber darüber hinausgehend für deutsches Schrifttum, deutsches Fühlen und Denken überhaupt. Heute haben wir Gelegenheit, zu beweisen, daß dieses Verständnis auf Gegenseitigkeit beruht.“

Staatskommissar Dr. Pippert sprach im Namen der Reichshauptstadt seine Freude darüber aus, daß diese Feier im Herzen Berlins stattfände. Wieder einmal zeige sich die vorbildliche Zusammenarbeit der Stadt mit dem Ibero-Amerikanischen Institut, dem die Veranstaltung dieser Feier zu danken sei.

Den Festvortrag hielt der spanische Botschafter in Berlin, Dr. Francisco Agramonte y Cortijo, der sich besonders durch sein Werk über die letzten Jahre Friedrichs des Großen als Kenner preußisch-deutscher Geschichte einen Namen gemacht hat. Er bezeichnete seinen großen Landsmann als das „lebendige Symbol Spaniens“. Ihm sei, wie dem ganzen spanischen Volk, Frömmigkeit Herzenssache gewesen, den Armen und Bedürftigen habe Lope de Vega stets geholfen. Er sei von einem glühenden Stolz auf sein Vaterland beseelt und in jener an großen Männern so reichen Zeit Spaniens einer der größten gewesen. Cervantes habe ihn als ein „Wunder der Natur“ bezeichnet. Der Botschafter schloß mit der Versicherung, er schätze sich glücklich, in Deutschland zu leben, mit dessen Volk ihn die gemeinsame Verehrung großer deutscher und spanischer Männer in besonderem Maße verbinde.

Im Anschluß daran führte, ebenfalls in spanischer Sprache, der Gesandte Columbiens, Dr. Obregón Arjona, aus, daß gerade zur Zeit Lope de Vegas die spanische Weltmacht nach dem neuentdeckten Kontinent hinübergegriffen und den eroberten Ländern Süd- und Mittelamerikas für alle Zeiten ihren kulturellen Stempel aufgedrückt habe. Der noch heute in Ibero-Amerika lebendige Gedanke der kulturellen Verbundenheit habe gerade in jüngster Zeit die Beilegung eines ersten Streites zwischen Columbien und Perú erleichtert. Für Europa bedeute die auf dem Grundsatz der Gleichberechtigung beruhende Friedensliebe des Führers Adolf Hitler hoffentlich den Anfang einer neuen Entwicklung. Seine Politik mache ihn und das in sich geschlossene deutsche Volk heute zu den stärksten Bürgen des europäischen Friedens.

Zum Schluß ergriff der eigens im Flugzeug von Madrid gekommene spanische Schriftsteller Ernesto Giménez Caballero das Wort zu einer mit lebhaftem Beifall aufgenommenen, teils spanisch teils deutsch gehaltenen Ansprache. — Deutschland und Spanien, so führte er aus, seien in der Geschichte stets Freunde gewesen, schon deshalb, weil sie keine gemeinsame Grenze, wohl aber einen gemeinsamen Nachbarn hätten. Überdies hätten die germanischen Goten wesentlich zum Aufbau des spanischen Volkes beigetragen. Das spanische Königsschloß, der Escorial, habe für Deutsche wie für Spanier die gleiche symbolische Bedeutung. Lope de Vega aber war der Dichter des Escorial. Lopes Dichtung diene dem Staate, sie trug den Staatsgedanken in das Volk; nur die Völker könnten ihn voll verstehen, die auch den Staat als Ganzes begriffen. Für Lope de Vega galt durchaus der Führergedanke. Für ihn, den Redner, sei Lope der Inbegriff Spaniens, daher vereinige er aus aufrichtigem Herzen seinem Rufe: „Es lebe Spanien!“ auch ein: „Sei Hitler! dem Führer aus eigener Kraft!“

Der Festakt zum „Día de la Raza“ im Ibero-Amerikanischen Institut, Berlin

Die Lope-de-Vega-Feier bildete, abgesehen von ihrem eigentlichen Zweck, in diesem Jahre gleichzeitig die Einleitung zu der in Berlin alljährlich am 12. Oktober, dem Tage der Entdeckung Amerikas, stattfindenden Feier des „Día de la Raza“ (Tag der Rasse). Der Festakt fand wie üblich im großen Saal des Ibero-Amerikanischen Institut unter stärkster Beteiligung statt.

Außer den diplomatischen Vertretern der Länder spanischer und portugiesischer Zunge und sonstigen zahlreichen Angehörigen der 22 Staaten des iberischen Kulturkreises waren Vertreter der Reichsministerien und der parteiamtlichen Stellen erschienen.

In seiner Begrüßungsansprache wies General Faupel darauf hin, daß infolge der von den damals spanischen Kolonien gegen das Mutterland geführten Unabhängigkeitskämpfe zunächst sich eine, auch auf kulturellem Gebiet fühlbare Entfremdung gegenüber Spanien und gleichzeitig eine verstärkte geistige Anlehnung an Frankreich geltend machte. Erst im weiteren Verlauf des 19. und sodann in unserem Jahrhundert begannen sich die früheren Kolonialländer nach einer gewissen inneren Festigung geistig wieder ihrer ursprünglichen spanischen Heimat zuzuwenden. Daraus hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten die gemeinsame Begehung des „Día de la Raza“ als des äußeren Zeichens kultureller Verbundenheit entwickelt. In Deutschland wird dieser kulturellen Selbstbefinnung besonderes Verständnis entgegengebracht.

General Faupel ging sodann auf die sogenannte „Leyenda negra“ ein, jene von Spaniens Feinden planmäßig durch Jahrhunderte verbreitete Unwahrheit über die angebliche Grausamkeit der spanischen Kolonisationsmethoden in Süd- und Mittelamerika, obwohl diese in Wahrheit denjenigen anderer Länder gleicher Zeitperode nicht nur ebenbürtig, sondern in mancher Hinsicht sogar überlegen waren. In ganz ähnlicher Weise hat während und nach dem Weltkriege die geschichtsfälschende Zwecklüge uns Deutschen nie begangene Grausamkeiten angedichtet und uns die Fähigkeit zu kolonialisatorischem Wirken in anderen Erdteilen abgesprochen, obwohl unsere Leistungen in den damals deutschen Kolonien für

sich sprechen. Solche Ähnlichkeit geschichtlicher Erfahrungen dienen dazu, die gefühlsmäßigen Beziehungen zwischen Spanien und Deutschland zu vertiefen.

Dann nahm Botschafter von Ribbentrop das Wort. Er ging davon aus, daß Deutschland nach 16jährigem Kampf in diesem Jahre seine Freiheit wiedergewonnen habe. Das sei nur möglich gewesen durch den Sieg des von Adolf Hitler verkündeten Rassen- und Gemeinschaftsgedankens. Wenn daher die ibero-amerikanische Welt heute den „Tag der Rasse“, d. h. den Tag ihrer Schicksalsverbundenheit, feiere, so sei es gerade dieser Gedanke, der im neuen Deutschland volles Verständnis finde. Deutschland, stolz auf seine Geschichte und seine eigene Kultur, billige anderen Völkern das gleiche Recht zu. Große Männer wie die südamerikanischen Freiheitshelden Bolívar und San Martín oder der spanische Dichter Lope de Vega hätten sich einen dauernden Platz im Gedächtnis unseres Volkes gesichert. Das Ibero-Amerikanische Institut habe sich um die Pflege der Beziehungen zu diesen Ländern ein hohes Verdienst erworben. Diese Beziehungen immer enger und freundschaftlicher zu gestalten, sei der Wunsch des deutschen Volkes und das Streben der deutschen Regierung. In diesem Sinne überbrachte der Botschafter den Vertretern der beteiligten Länder und den deutschen mitwirkenden Stellen die herzlichsten Grüße und Glückwünsche des Führers und Reichskanzlers. Unter lebhaftem Beifall schloß er mit dem Rufe: „Der ganzen ibero-amerikanischen Welt zu ihrem heutigem Ehrentage Sieg Heil!“

Im Auftrage des durch Krankheit am Erscheinen verhinderten Reichserziehungsministers Rüst sprach der stellvertretende Staatssekretär, Ministerialdirektor Runisch. Seine Mitteilung, daß bei der in Vorbereitung befindlichen Schulreform die Pflege der spanischen Sprache in den deutschen Schulen weit größere Berücksichtigung als bisher finden würde, löste lebhaften Beifall aus.

Dann gelangten eingegangene Telegramme zur Verlesung, unter denen das des Stellvertreters des Führers, Reichsminister Rudolf Heß, folgenden Wortlaut hatte:

„Zur Feier des ‚Día de la Raza‘ übermittele ich herzliche
Wünsche im Sinne weiterer Förderung der deutsch-ibero-amerikanischen
Beziehungen.
Rudolf Heß.“

Auch der Staatssekretär der Reichskanzlei, Dr. Lammer, sowie Gauleiter Bohle, der Leiter der Auslandsorganisation der NSDAP., hatten telegrafisch ihre Grüße und Wünsche übermittelt.

Sodann sprach als Vertreter der in Deutschland weilenden ibero-amerikanischen Studenten Herr Miguel Iglesias (Costa Rica) in deutscher Sprache dem Gastlande seinen und seiner Komilitonen Dank aus, der nach Beendigung der Feier noch seinen besonderen Ausdruck in einer Kranzniederlegung am Reichsehrenmal durch eine Abordnung der ibero-amerikanischen Jugend fand.

Großen Beifall seitens aller anwesenden Ibero-Amerikaner hatte die Rede des kubanischen, Gesandten Dr. Conchoso, der auf die Bedeutung des Tages für den inneren Zusammenhalt der großen ibero-amerikanischen Völkerfamilie hinwies.

Der venezolanische Gesandte, Dr. Dagnino Penny, hob das große Werk der Spanier in Südamerika hervor und würdigte den deutschen Anteil an seiner Erschließung.

Zum Schluß dankte der spanische Botschafter, Dr. Agramonte y Cortijo, für die durch Veranstaltung des Festaktes Spanien und den anderen Ländern des ibero-amerikanischen Kulturkreises zu Teil gewordene Ehrung.

Zeitschriftenlese

Hans Grimm über Deutschland — England — Amerika. Die Monatschrift für Dichtung, Kunst und Deutsches Leben „Das Innere Reich“ (Verlag Albert Langen — Georg Müller, München) druckt in ihrem Heft 8, 2. Jahrgang (November 1935), den Wortlaut der Rede ab, die der deutsche Dichter Hans Grimm auf dem „Deutschen Tag“ am 6. Oktober 1935 in New York gehalten hat. Hans Grimm stellte in dieser Rede besonders die kulturelle Gemeinsamkeit der drei „nordischen“ Länder Deutschland — England — Amerika in den Vordergrund. Wir geben im folgenden die auf diesen Punkt sich beziehenden Ausführungen Hans Grimms im Auszug wieder:

„Lassen Sie mich Ihren Blick von Amerika aus auf gegenwärtige weltpolitische Verhältnisse und vor allem auf deutsche Verhältnisse lenken.

Sehr vielen von Ihnen wird man ebenso wie mir oft erzählt haben, zwischen den Deutschen draußen in der Welt und den Deutschen in Deutschland bestehe ein ganz erstaunlicher Unterschied. Man könne den Unterschied sich nicht anders erklären, als daß der Deutsche daheim sich vor lauter Zwingen und Verbieten und vor lauter Ordnungsmeierei eben nicht unverkrüppelt zu entwickeln vermöge, und am Ende sei bei dem Heimdeutschen das organisierte Müßiggang bald das Wesentliche geworden.

Sehr vielen von Ihnen wird man wie mir weiterhin erzählt haben, daß gerade jener Glaube an die Menschheit, der einst durch die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten eingeleitet worden sei, in Deutschland immer wieder in Frage gestellt werde.

Wenn mir aber das von dem neuen Glauben an die Menschheit gesagt wird, der durch Deutschland stets von neuem in Frage gestellt werde, dann muß ich antworten: In Frage gestellt ist der neue Glaube an die Menschheit überall worden seit 1914, seit nunmehr einundzwanzig Jahren. Was aber Deutschland heute versucht, recht und auch schlecht gewiß und wie mit guten so auch mit noch unzureichenden Kräften, das ist, den neuen Glauben an die Menschheit endlich wiederzuholen und ihn aus einer schönen Phrase zu einer Wirklichkeit für alle weißen Menschen zu machen.

Meine Zuhörer, wir führen heute in Deutschland unter schwierigsten Verhältnissen den Geisterkampf für die Pflicht der Leistung, aber auch für das Vorrecht der Leistung und für die Pflicht der Gesundheit, aber auch für das Vorrecht der Gesundheit und für die Pflicht der Begabung, aber auch für das Vorrecht der Begabung; wir führen diesen Geisterkampf ganz gewiß nicht Amerikas und Englands wegen, sondern Deutschlands wegen. Was vor kurzem noch eine deutsche Frage allein schien, ist morgen die Frage Englands und ist übermorgen die Frage Amerikas.“

Das Ende der europäischen Expansion. Im Januarheft der Zeitschrift „Der deutsche Student“ findet sich ein Aufsatz von Wolf Schenke: „Die Bedeutung des Fernen Osten für das politische Studium der Gegenwart“, dem wir folgende Abschnitte entnehmen:

„Japan ist das Beispiel eines unerschlossenen Landes, das sich im Verlaufe eines halben Jahrhundert vom primitiven Agrarstaat zum modernen Industriestaat entwickelt hat, der heute den Westmächten selbst gefährlich werden kann. 1854 wurde Japan mit Waffengewalt dem Eindringen des westlichen Handels geöffnet; heute müssen sich die Länder des Westens vor dem Eindringen des japanischen Handels verschließen (was soll

bei einem industrialisierten oder auch nur einem industrialisierten Teil Chinas werden?). Wenn heute in China noch etwas zu gewinnen ist, so nur für Japan, das schon dabei ist, einen autarken ostasiatischen Wirtschaftsblock zu organisieren.

Das sind die Dinge, die man heute im Fernen Osten sich entwickeln sieht. Die westliche Technik hat sich den Erdball erobert, aber gleichzeitig mit ihrem Sieg begannen in den bisher unerschlossenen Ländern die westlichen Ideen zu arbeiten, ob das nun im vorderen Orient ist, in Indien, in Südamerika oder im Fernen Osten. Das Zeitalter der Expansion Europas ist beendet . . .“

Im Februarheft „**die neue linie**“ schreibt Fritz Hellweg über das Thema: „**Der Bauwille des Dritten Reichs**“:

„Der geistige Aufbau des Dritten Reiches fordert seine gleichwertige Neuprägung durch die bildenden Künste, die sein inneres Wesen fühlbar machen, seine Triebkraft offenbaren kann. Ein solcher Vorgang wird weniger in bildlicher als in übertragender Weise sich vollziehen, und deshalb werden die ersten und größeren Aufgaben sinngemäß der Baukunst zufallen, da es in deren Mitteln liegt, durch Massengliederung und räumliche Schichtung, durch Lasten und Streben Leitgedanken der Menschheit symbolisch zu verewigen.

An entscheidenden Blick- und Verkehrspunkten der deutschen Großstädte sollen Zweckbauten als nationalsozialistische Wahrzeichen des im Volke wiedererwachten Lebenswillens errichtet werden. In der Sprache der Kunst nennen wir solche Gestaltung mystisch waltender Kräfte ‚monumental‘.

Wir stehen an einer bedeutungsvollen Wende der Zeit! Das Volk ist ein einheitlicher, von einem Willen gelenkter Körper geworden, und seine Bewegungen sind dementsprechend weitreichender, wuchtiger, aber auch in ihrer Zielbewußtheit schöner und eindrucksvoller als früher. Der übertragende künstlerische Stil, der sich aus solcher Wandlung entwickeln will, ist schon in diesen ersten Bauten des Dritten Reiches sichtbar geworden. Möchte das Schicksal uns Baukünstler bescheren, deren Faust die großen Aufgaben der Zukunft zu bewältigen fähig ist. Sie rechtzeitig zu erkennen und zu beauftragen, kann und wird nur unter dem Gesichtspunkt geschehen: Dienst an der deutschen Kunst, das ist zugleich Dienst am Volk.“

In der Zeitschrift „**Volk im Werden**“, 3. Jahrgang 1935, veröffentlicht Gerhardt Knorr einen Beitrag: „**Ronrad Henlein, ein Führer zur Volksgemeinschaft**“. Die Persönlichkeit des Schöpfers der sudetendeutschen Gemeinschaft steht heute im Mittelpunkt des politischen Lebens Böhmens. Ronrad Henlein wurde Führer und Einiger der dreieinhalb Millionen Sudetendeutschen. In den Zeiten stärkster völkischer Not, als Parteienzwist und Klassenkampf das Deutschtum in der Tschechoslowakei zerriß und kampfesunfähig gemacht hatte. Das Saazer Turnfest 1933 zeigte der Öffentlichkeit Ronrad Henleins geistigen Sieg und es setzte sich die Erkenntnis durch, daß im Turnverband eine Bewegung entstanden war, die einsatzbereit mit starkem Willen zur Volksgemeinschaft drängte und das gesamte Sudetendeutschtum mehr und mehr zu erfassen begann. Nach Zeiten tiefster Not und schicksalschwerer Schläge erhob sich die sudetendeutsche Partei als völkische Front und bei den Maiwahlen fielte sie den Volksentscheid; nach eineinhalb Jahren ungeheuren Ringens um die Seele des deutschen Menschen hatte Ronrad Henlein den Sieg davon getragen, nach eineinhalb Jahren schwersten Kampfes stand sein zweites Werk, die sudetendeutsche Volksgemeinschaft.

Büchertafel

Friedrich Janz:

Francisco Agramonte: „Friedrich der Große“

„Ich wünschte, obwohl meine Arbeit einem so bekannten Manne gilt, doch ein neues Buch über ihn zu schreiben und zitiere nur im äußersten Falle andere Werke, die den gleichen Gegenstand vor mir behandelt haben. Ich wollte ein leicht lesbares, allgemein zugängliches Buch schreiben und in ihm zugleich einen bescheidenen Beitrag zu dem mächtigen Bau deutscher Kultur geben und dabei auch einen Kranz zu Füßen des Geistes niederlegen, der mit seiner mächtigen Lebenskraft für immer den Grund zum Wesen, zur Zucht und Stärke seines großen Volkes legte.“

Mit diesen Worten schließt das Vorwort des ursprünglich in spanischer Sprache erschienenen, dann ins deutsche übertragenen Buches „Friedrich der Große. Die letzten Lebensjahre“ (Pantheon-Verlag, Berlin 1928). Sein Verfasser ist der damalige Votschaftsrat an der spanischen Botschaft in Berlin, Dr. Francisco Agramonte y Cortijo, der nach mannigfacher anderer Verwendung im diplomatischen Dienst seines Landes im Frühjahr 1935 als spanischer Votschafter nach Berlin zurückkehrte.

Agramontes „Friedrich der Große“ behandelt die letzten Lebensjahre des Königs. Vor uns rollt ein Bild ab vom Hofe des Königs, von den Anfängen der diplomatischen Beziehungen zwischen Preußen und Spanien, von der auswärtigen Politik Friedrichs, von seiner Innenpolitik und Verwaltung und von seinen letzten Tagen, ein Bild aus den Jahren 1782 bis 1786, hineingestellt in die großen geschichtlichen Zusammenhänge, aus denen heraus die preussische Großmacht von einem genialen König geformt wurde, bei dessen Anblick der Spanische Gesandte Marquis de Bouillé eine freiere und höhere Luft zu atmen meinte. Aus den vielen Einzelheiten, die Agramonte aus bisher unveröffentlichten Dokumenten aus spanischen, deutschen und französischen Archiven verarbeitet, erhebt sich die Gestalt des alternden Königs groß und hart, skeptisch und selbstbewußt, aber auch kriegsmüde und besorgt um den Bestand seiner Erfolge, „immer auf der Wacht“, je länger die mit dem Hubertusburger Frieden einsetzende, nur durch den Bayerischen Erbfolgekrieg (1778) unterbrochene Friedenszeit währte. Ständig ist er bemüht, sein Land im Inneren besonders durch den Ausbau der Verwaltung zu fördern, aber auch in der Außenpolitik nichts zu verjäumen, treu dem Geiste seiner Regierung, wie er in den beiden, für seinen Nachfolger verfaßten politischen Testamenten zum Ausdruck kommt: „Der König ist der erste Diener des Staates.“ Sein Charakter gab seinem Zeitalter seinen Stempel. Napoleon sagte von dem großen König: „Es war nicht das Heer, das Preußen sieben Jahre gegen die drei größten Mächte Europas verteidigt hat, sondern Friedrich der Große.“ Es gab nichts im Lande, was er nicht beeinflusst und gestaltet hat. Preußen wurde seine Schöpfung. Er hat die Pflichten gegenüber dem Staat erfüllt, von denen er in seinem Testament sagte, der Mensch müsse für das Wohl der Gesellschaft arbeiten, zu der er gehöre. Seit er die Geschäfte führe, habe er sich mit allen ihm von der Natur geschenkten Kräften und nach seiner schwachen Einsicht bemüht, den Staat glücklich und blühend zu machen. Er habe die Geseße und die Gerechtigkeit herrschen lassen, er habe Ordnung

und Pünktlichkeit in die Finanzen gebracht, er habe das Heer in Zucht gehalten, die es den anderen europäischen Heeren überlegen gemacht habe. „Der Einsatz war immer sein ganzes Ich, bei jeder Schlacht, die er schlug, bei jeder Zeile, die er schrieb. So ward er unsterblich.“

Agramonte entwirft das Bild des Königs und Menschen, aufgebaut auf Dokumenten von Augen- und Ohrenzeugen, „die unparteiisch und verantwortungsbewußt volles Vertrauen verdienen.“ Die Auswertung dieser Dokumente ermöglicht es ihm, das so oft gezeichnete Bild Friedrichs (die Bibliographie der Preussischen Staatsbibliothek über den König enthält über tausend Werke) nach einer Richtung zu ergänzen, über die bislang wenig zu finden war. Agramonte hat in seine Darstellung ein umfangreiches Kapitel über die Anfänge der diplomatischen Beziehungen zwischen Preußen und Spanien eingebaut. Er schildert die ersten Schritte zu deren Anknüpfung. Der Vaske Don Simon de las Casas war der erste Gesandte Spaniens in Berlin, Graf von Nostitz der erste Gesandte Preußens in Madrid. Eingehend wird die Tätigkeit von Nostitz in Madrid behandelt, der über den „Fall Favre“ stürzte. Auch die wachsenden Handelsbeziehungen mit Spanien sind geschildert, die ein Bild vermitteln von dem regen Güteraustausch, der sich zwischen den beiden Ländern vollzog. Aus diesem Kapitel heben sich die Gestalten ab, die Spanien damals regierten und führten: der sympathische König Karl III., der Präsident des Rates von Kastilien und nachmalige spanische Gesandte in Paris, Graf von Aranda, der 1762 den Manövern Friedrichs beiwohnte, der Staatsminister und Präsident der Central-Junta Graf von Floridablanca und der Graf von Campomanes.

So rundet sich die Arbeit Agramontes ab in der Bemeisterung einer ungeheuren Stofffülle, im Wechselspiel jener Persönlichkeiten, die seit der Chronbesteigung Friedrichs bis an die Schwelle der französischen Revolution europäische Weltgeschichte gemacht haben, gleichzeitig die Gabe eines hervorragenden Spaniers, dessen Heimatland in der Geschichte des Abendlandes so oft eine hervorragende Rolle gespielt hat, eine würdige Gegengabe für die Forschungen deutscher Gelehrter auf dem Gebiete spanischer Geschichte, die in Spanien immer hohe Anerkennung gefunden haben. Sie ist aber gleichzeitig der Ausdruck einer Geisteshaltung des Menschen Agramonte, für die wir dem Diplomaten dankbar sind.

Geschichte Englands. Von George Macaulay Trevelyan. Verlag K. Oldenbourg, München. 1935. 2 Bde. mit 36 Karten. Geh. 15,—, Ln. 17,50 M. 1. Band bis 1603 (421 S.), 2. Band bis heute (798 S.), beigelegt sind ein Schriftenverzeichnis (bis S. 806) und ein besonders genau gearbeitetes Verzeichnis (von S. 807 bis 852).

Die Aufgabe, die große Geschichte Englands auf so kurzem Raum darzustellen, ist dem Verfasser, der gut zu erzählen versteht, so geglückt, daß der Band mit freudiger Teilnahme gelesen wird. Er kommt zum Abessinien-Kampf gerade zurecht und trägt dazu bei, die Stellung Englands besser zu verstehen; allerdings wird

der Band nicht nur wegen des zufälligen Zusammentreffens mit den Zeitereignissen empfohlen, sondern darum, weil er es auch sonst verdient. Die Übersicht, die er gibt, ist von so großer Eindruckskraft, daß man dem Werke soviel Verbreitung wie möglich wünschen kann.

Shakespeare. Von Joseph Gregor. Der Aufbau eines Zeitalters. Phaidon-Verl., Wien. 1935. 618 S. mit 136 Kupfertiefdruckbildern. 3,75 M.

Der bekannte Theaterwissenschaftler hat mit ungeheurem Fleiße Leben und Werk Shakespeares auf dem Hintergrunde seiner Zeit, seine Wirkung bis in unsere Tage hinein dargestellt, er hat sich bemüht, Shakespeare uns ganz zu eigen zu machen und ihn uns als einen der

unrigen zu zeigen. Naturgemäß ist kein leichter Lesestoff geboten worden; es bedarf des Hineinarbeitens, Vergleichens, Mitlebens in Shakespeares Werken, wenn alles das zusammen Eigentum werden soll, was Gregor aus der Fülle seiner Forschungen uns geben möchte.

Im Zeichen Jörds. Roman von Gunnar Gunnarsson. Verlag Albert Langen — Georg Müller, München. 249 Seiten. Leinen 5,80 M.

Im Zeichen Jörds, der Erdgöttin, die ewig schaffet und Segen spendet, erleben wir die Geschichte einer Volkwerdung. Bauern, „Vandnehmer“, die Island als neue Heimat wählten, werden hier zum Volk; sie werden es nach Streit und Zwietracht in den Familien und zwischen den Nachbarn, sie werden endlich geeint zu friedlicher Arbeit auf harter Scholle, geführt von dem Führergeschlecht Torsteins. Gunnarsson weckt ein hartes, prächtiges Geschlecht von Bauern und Kriegerern zum Leben. Er schenkt seinem Volke eine packende Erzählung aus seiner Väter Tagen, deren mannhaft-wichtige Sprache auch in der Übersetzung des Boors gewahrt blieb. Das Buch sei bestens empfohlen.

über dem Ofen Nacht. Roman von Erik Maria v. Kühnelt-Leddihn. Verlag Anton Pustet, Salzburg und Leipzig.

Albert Kloibner, der Held des Buches, flieht einer unglücklichen Liebe wegen in die Einsamkeit Finnlands, kehrt in seine Vaterstadt Budapest zurück und wird in den wilden Strudel der Balkanpolitik verstrickt, bis er nach vielen Irrwegen nach Finnland zurückkehrt. Die mannigfachen Fragen der Politik, des Glaubenslebens und der Weltweisheit, die in langen Gesprächen erörtert werden, liegen uns jedoch heute unendlich fern und berühren uns so wenig, daß das Buch in deutschen Büchereien wohl nicht am Platze ist.

Der vergessene Kaiser. Roman von Gerhard Bohlmann. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig. 431 S. Geh. 4,50, Leinen 6,50 M.

Eine gewaltige Aufgabe hat sich der Verfasser des vorliegenden Werkes gestellt: Die dichterische Gestaltung einer Zeitwende, des Untergangs des römischen Imperiums. Im Mittelpunkt des Romans steht die aus dem Volk über Blut und Raismord emporgestie-

gene Gestalt Diokletians, der in großen Kriegen an allen Grenzen die gewaltigen Kräfte seines Weltreiches nochmals zur Auswirkung bringt, um dann in der Zurückgezogenheit seiner Heimat Spalato noch Zeuge und einsam Überlebender des furchtbaren Zusammenstürzens seines Reiches und des Aufbruchs einer neuen Zeit zu sein. Das zusammenbrechende Römerreich, das Vorstoßen der germanischen Stämme, der Siegeszug des Christentums, Schlachtfelder in allen Teilen der alten Welt, eine im Wollen, Entfagen und Leiden schier übermenschlich wirkende Persönlichkeit: das alles wird eindringlich, klar und anziehend dichterisch gemästert. Der Roman hinterläßt den Eindruck, daß ein berufener Schriftsteller einem gewaltigen Weltgeschehen einen Ausdruck verliehen hat, der den unbefangenen und vorurteilslosen Leser erschüttern und mitreißen muß.

Deutsches Bauerntum. Sein Werden, Niedergang u. Aufstieg. Von Karl Scheda. Mit etwa 360 Abb. im Text und auf Tafeln, und vielen Kunstdrucktafeln. Enßlin & Laiblin, Reutlingen. 607 S.

Der Band gibt in der Einleitung Frühgeschichte der Germanen und Kultur der alten Deutschen, im Hauptteil geht er auf das deutsche Bauerntum in den geschichtlichen Zeiträumen ein, behandelt Bauernleben im Mittelalter, Bauernkriege und Leibeigenschaft, gibt über bäuerliche Volkskunde, rechtliche und soziale Stellung des Bauern in der Gegenwart Auskunft, geht auf deutsche Bauernschaft in aller Welt ein, gibt Rechtsdenkmäler, das Reichserbhofgesetz und ein Blatt über die Bücherei des deutschen Bauern. Die Bilder machen den Band noch besonders lebendig und geben einen starken Eindruck von dem Bemühen der nationalsozialistischen Bewegung, dem Bauern in seiner Bedeutung nach in das Leben unserer Gegenwart hineinzustellen und ihn rechtlich und wirtschaftlich zu sichern.

Conrad von Hörsendorf, der Preuze Österreichs. Ein Feldherrn-Roman. Von Edith Gräfin Salburg. Verlag von R. J. Koehler, Leipzig. 298 Seiten.

Was besonders dieses Buch so auszeichnet, ist die große Schlichtheit, mit der berichtet wird. Es wird weder verteidigt noch angeklagt. Es wird nur ein Mensch in seinem Werden und Wesen so geschildert, daß man ihn unbedingt verstehen lernt.

Wer wandert mit? Abenteuerfahrten durch Südeuropa und Nordafrika. Von Fritz Bäumer. Geleitwort von Felix Graf Luckner. Mit 18 Zeichnungen v. W. Linder. Robert Lutz Verlag, Stuttgart. 1935. 317 S. Geh. 4,50, Leinen 5,50 M.

Ein arbeitsloser deutscher Buchdrucker durchwandert Süddeutschland, die Schweiz, Frankreich, Spanien, Nordafrika und Italien. Er beobachtet mit offenen Sinnen und bringt dem Leser vieles Unbekannte und vieles, was zum Nachdenken anregt. Wenn das Buch für Jugendliche empfohlen wird, so können damit nur solche über 16 Jahren gemeint sein. Das Buch verdient, von recht Vielen gelesen zu werden.

Im Tal der Königsadler. Von Stig Wexlén. Mit 70 eigenen Aufnahmen. Deutsche Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin. 80 Seiten.

In Filmen und Bildern ist uns in den letzten 15 Jahren vom Leben der Lappen und vom Tierleben in den arktischen Gegenden berichtet worden. Der schwedische Forstmeister Wexlén hat durch große Mühen jede Einzelheit selber gewonnen und gibt nun bei aller sprachlichen Schlichtheit so starke Erlebnisindrücke, daß dieses Buch warm empfohlen werden kann.

Ransens schwerste Stunde von Otto Brües. E. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin. 67 Seiten. Geh. 1,20 M.

Diese Erzählung ist Otto Brües Roman: „Die Fahrt zu den Vätern“ entnommen. Sie berichtet von den Schrecknissen des bolschewistischen Rußland. Mit Recht ist hier der packendste Teil des Buches in einem Sonderbändchen erschienen, das allen denen empfohlen wird, die das ganze Werk nicht besitzen.

Die Gefangene von Celle von Else v. Hollander-Lossov. Verlag E. A. Seemann, Leipzig. 1934. 335 Seiten. Leinen 4,50 M.

Der Roman erzählt packend glaubhaft das Schicksal der Königin Caroline Mathilde von Dänemark und des Kanzlers Dr. Struensee. Steiler Aufstieg und schwerer Fall, Kampf um Reform und Neubau werden überzeugend herausgearbeitet. Der jähe Fall in den Tod (für den Kanzler) und in die Verbannung (für die Königin) wird so erzählt, daß Menschen und Dinge auch dabei innerlich glaubhaft dastehen. Alle Zwiespältigkeit höfischen Lebens, alle Fäulnis wird sichtbar. Der Roman ist gut erzählt, verliert auch nach dem Ende Struensees nicht an Spannung und gibt mehr als bloße Unterhaltung.

Die Bergmannskinder von G. van Nes-Uilkens. Berechtigte Übersetzung aus dem Holländischen von Hanna Corbach. Verlag J. G. Steinkopf, Stuttgart. 272 S. Leinen 4,50 M.

Da liegt wieder einmal ein Buch vor, dem wir aus vollem Herzen einen Siegeszug durch deutsche Häuser und Familien wünschen können. Keine weltbewegenden Ereignisse, keine aufregenden Menschenschicksale bilden seinen Gegenstand; es leuchtet vielmehr nur hinein in das schlichte und durchaus bescheidene Familienleben eines ländlichen Pfarrhauses. Es zeigt einen lebensweisen Vater, eine rastlose, immer heitere und arbeitsame Mutter, die ihren zehn Kindern das Elternhaus zum Paradies machen, das auch jeden Gast in seinen Bann zieht. Es sind nicht besondere Familienereignisse, die im Mittelpunkt der Darstellung stehen, es ist vielmehr der ruhige Ablauf des Alltags, der schlicht und wahr erzählt wird. Man legt dieses Buch mit der freudigen Feststellung aus der Hand, daß hier wirklich jemand aus vollem Herzen und klarer Erkenntnis schreibt, darum auch auf jede Außerlichkeit und Stimmungshafcherei verzichten kann und muß. Da auch wir heute wieder besonders klar den Wert wahren Familienlebens für die Gestaltung deutscher Zukunft sehen, ergreift uns dieses Buch besonders stark. Wir wünschen es in die Hände recht vieler Eltern und Kinder gelegt.

Diesem Heft liegt die Spielfolge für Februar vom „Haus der Länder“ bei.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Inhalt: Konrad Kutschera, Berlin C2 / Für die Anzeigen: Fritz Stach, Berlin NW 40 / Verlag: Gesellschaft für Länderkunde, Berlin NW 40, Lüneburger Str. 21 / Druck: Niemann & Sohn, Berlin N 20, Dronheimer Str. 27 / Manuskript- und Buchzusendungen an die Schriftleitung: Berlin C2, Breite Str. 37 (Ibero-Amerikanisches-Institut) erbeten.

D.-A. IV. Vj. 1935: 7500.



Das „Haus der Länder“

am U-Bahnhof Klosterstraße

bietet infolge seiner zentralen Lage in der Innenstadt die günstigste Gelegenheit für

Theaterspiel und Filmvorführungen, Vorträge
und kulturelle Veranstaltungen jeder Art.

In erster Linie sollen dort die AUSLANDS-VEREINIGUNGEN und Kolonien der Deutschland befreundeten fremden Völker mit ihren hiesigen Mitgliedern und ihren Freunden eine Heimstätte für ihre NATIONALEN FEIERN und Feste finden.

Das Haus verfügt über eine geräumige STILBÜHNE mit vielen Nebenräumen, eine vollständige TONFILMANLAGE und gewährt, bei vorzüglicher Akustik, im Parkett und Rang Raum für 850 Zuschauer.

Auskünfte erteilt

die Geschäftsstelle der Gesellschaft für Länderkunde

Berlin NW-40, Lüneburger Str. 21

FLORIAN KIENZL

BOLIVAR

RUHM UND FREIHEIT SÜDAMERIKAS

306 Seiten

4 Bilder von Bolívar, 2 Karten

Leinen 7,- RM

Eine umfassende Biographie des Libertador. Packend in Aufbau und Sprache lässt Kienzl Leben und Schicksal dieser grossen Gestalt der Weltgeschichte an uns vorüberziehen.

ADOLF METZNER VERLAG · BERLIN

„Tiefste Bedeutung der Kolonien für uns ist die Blickschulung in
deutschem Dienste, ist der deutsche Blick von Übersee her, den die
Kolonien allein immer neuen jungen Deutschen zu bieten vermögen.“

Hans Grimm.

Das Buch der deutschen Kolonien

Herausgegeben mit Förderung des
Reichskolonialbundes. Vorwort von Heinrich Schnee. Mit
168 Bildern u. 6 Karten. 2. verb. Auflage. 1936. Ln. 6,80 RM

Die im Reichskolonialbund vereinigten Gesellschaften und Vereine haben in einem stattlichen Bande die
Arbeiten berufener Sachkenner — Farmer, Soldaten, Beamte, Ärzte, Kaufleute u. a. — zu einem Gesamtbilde
des deutschen Kolonialwesens vereinigt. Wie es zum Erwerb der Kolonien kam, wie in friedlicher und
kriegerischer Arbeit der Besitz ausgebaut wurde, das Schicksal der Besitzungen in und nach dem Welt-
kriege, das alles wird in diesem Buche außerordentlich lebendig. Seine Besonderheit und auch seine
anregende Lesbarkeit liegen mit in der Verwendung von unmittelbar frischen Erlebnisberichten aus Krieg
und Frieden. Über Geschichte und Gegenwart hinaus wird der Blick auf den Sinn deutscher
Kolonialbestrebungen überhaupt und auf die Zukunft gerichtet.

BÜCHERHAUS G.m.b.H., BERLIN NW 40, PAULSTR. 20

Nur gute Drucksachen werben!

Drucksachen für jeden Bedarf liefert pünktlich
und preiswert in stets sauberer Ausführung

NIEMANN & SOHN

Buchdruckerei

Berlin N 20, Drontheimer Straße 27. Ruf: D 6 1037

